



Inhalt: Ein Ritter und Reisender des 14. Jahrhunderts, von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Ein Hazard der Liebe. Novelle von Fris Wende. — Pauline Guschmann, der weibliche Spion im nordamerikanischen Kriege, von Emil Heim. — Kasaal's Tod, von K. A. Heigel (mit Illustration). — Sommermusik, von H. Ehrlich. — Die Cholerafurcht und die Ansteckung, von Dr. Otto Schraube. — Die Frauarbeit und der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, von Fr. von Holzendorff (Schluß). — Räthsel. — Auflösung des Räthfels Seite 240. — Die Friedenshand im Kriege, von K. A. Heigel. — Ueber Herstellung von Kissen und Verbandmaterial für Verwundete (mit Abbildungen).

Ein Ritter und Reisender des vierzehnten Jahrhunderts.

Von Julius Rodenberg.

Es war an einem Herbsttage im Jahre 1322, als ein junger Ritter, Namens Sir John Mandeville, aus seiner Burg zu St. Albans in England trat, um sich auf eine lange Reise zu begeben. Er war ein Mann von angenehmem Aeußern und starkem Körperbau, wohlversahren in Jagd, Turnier und allen ritterlichen Künsten. Auf seinem Kopfe trug er das Barett mit den sieben Spitzen, das Zeichen der Ritterchaft, und auf Arm und Rücken seines Mantels in reicher Stickerei die springenden Leoparde, die Wappenthiere Eduard's II., des Plantagenets, dessen Dienermann er war. Geschirt vor dem Thore mit Steigbügel und Muschelzaum stand sein edles Roß, das der Knappe hielt. Sein alter Haushofmeister, sein Kaplan und sein Kellermeister gaben ihm das Geleite und ein Mönch von dem benachbarten Kloster war gekommen, um den Auszug des jungen Herrn zu segnen.

So ging er und blieb 34 Jahre fort. Denn die Reisen jener entfernten Zeit waren beschwerlich, und die Reisenden hatten keine Eile. Das Wunderbare zog sie an. Was sie sahen, war ihnen neu. Kaum von irgend Einem vor ihnen besucht, mußten sie jedes ihnen unbekannte Land gleichsam erst entdecken. Afrika, namentlich aber Asien, war für sie das Märchenreich, dessen zauberhaften Boden man nur zu berühren brauchte, um Dinge zu erleben, welche Alles übertrafen, was jemals in den Büchern gemeldet worden. Da gab es Städte, deren meilenweiten Umfang kostbare Mauern von gebiegenem Silber mit goldenen Thürmen umschlossen. Da gab es Quellgebiete, deren glückliche Eigenschaft darin bestand, daß fremde Männer und Frauen, die ihnen nabten, sofort zu altern aufhörten. Ganz hoch im Norden dieser Länder sollte ein Volk mit Hundsgesichtern haufen und ein anderes Volk einen so kleinen Mund und Magen haben, daß sie nichts essen konnten, sondern nur vom Dampfe der Speisen lebten. Einer der merkwürdigen Reisenden jener Zeit, Dederich von Bordenone (in Friaul), sah auf Ceylon Vögel mit zwei Köpfen, und ein anderer, Johannes Schiltberger, „einer aus der Stadt München in Baiern, von den Türken gefangen, in die Haidenschaft geführt und wieder heimgekommen“ (er war im Ganzen drei- unddreißig Jahre, 1394—1427, in Asien), beschreibt in seiner „wunderlichen und kurzweiligen Historie“ das Land, wo der Pfeffer wächst, nach Hörensagen folgendermaßen:

„In der großen India bin ich nit gewesen, da der Pfeffer inne wächst. Aber ich hab' es wol vernommen von den heidnischen Landfahrern, die gesehen haben, wo er wächst oder wie er wächst. Zuerst hab' ich vernommen von ihnen und gehört, er wächst bei einer Stadt in einem Walde, den heißen sie Lambor (Malabar?). Derselbe Wald ist wol 14 Tage-reisen lang. In demselben Wald sind 2 Städte und viele Dörfer, darinnen sind Christen und große Hitz, da der Pfeffer wächst. Es sind auch viel Schlangen da, das macht die Hitz.“ (Löwenberg, Geschichte der Geographie, S. 115. 124.)

Es würde nicht schwer sein, den Kern einer Thatsache, wie wol märchenhaft ausgeschmückt und durch den Zusatz aus zweiter und dritter Hand fast unkenntlich geworden, aus den meisten dieser Mittheilungen herauszuschneiden. Denn wie vor den Augen und in den Worten der Kinder Alles, was ihnen fremd ist, zu fabelhaften Erscheinungen wird, dergleichen niemals zuvor gesehen oder gehört worden: so nimmt auch in den Berichten jener naiven Reisenden das Natürlichste die Form des Ungeheuerlichen an, Spitzgeschichten und Unmöglichkeiten verbinden sich mit dem Inhalt allgemein verbreiteter und geglaubter Sagen und Mythen, die unlebende Natur fängt an sich zu bewegen, und leblich haben wir eine Welt vor uns, in der die Thiere sprechen, wie in Aesop's Fabeln, Menschen auf wachsenden Flügeln, die Flüsse durchschwimmen, wie in den Verwandlungen des Ovid, und die Hölle sich öffnet, wie in dem Heldengebicht des „Zauberers“

Virgil. Gleich diesem lebte, nach der Legende, noch irgendwo, an einer geheimnißvollen Stelle, der sogenannte „Priester Johannes“, — kein Anderer, als der Apostel Johannes, der nach der Meinung der damaligen Gelehrten und ihrer Auslegung der Schrift niemals gestorben. Diese fabelhaften Vorstellungen und mythischen Ueberlieferungen waren es, welche die Phantasie der Reisenden beschäftigten. Einige, von Gewinnucht getrieben, zogen in die ferneren Länder aus, in der Hoffnung reiche Schätze dort zu finden; andere, von religiösem Enthusiasmus bewegt, um Heiden und Muhamedaner zu bekehren. Namentlich waren es die Tartaren der Mongolei, welchen der fromme Eifer der Missionäre sich zuwandte. Der Beherrscher dieser Völkerschaft, welche sich den Europäern durch den Einbruch unter Dschingischan fürchtbar gemacht, führte auf seinem Siegel die nicht eben bescheidenen Worte: „Gott im Himmel und Kasak, Khan auf Erden, die Macht Gottes. Siegel des Beherrschers aller Menschen.“ Mehrere Ge-

rechtiqkeit abweichen solle. — Uns hat Gott die Wahrsager gegeben, wir befolgen ihre Vorschriften.“ (Löwenberg, S. 114.)

Die Handelsunternehmungen seines Vaters und dessen bei-der Brüder waren es, welche den berühmtesten Geographen des 14. Jahrhunderts, den Venetianer Marco Polo, nach Asien führten. Ueber ein Vierteljahrhundert (1272—1295) war er der Genosse, Günstling und Rathgeber des Großkhans, und sein nach seiner Heimkehr verfaßter Bericht, die Grundlage der ganzen mittelalterlichen Geographie, fügte den Weltarten die bisher unbekannte Ostküste von Asien hinzu, und hinterließ dem Portugiesen Vasco de Gama die Aufgabe, durch Umschiffung Afrikas den Seeweg nach Indien zu entdecken.

Weder mercantile noch religiöse Zwecke, sondern die Sehnsucht nach fernem Ländern und Abenteuern führte unsern englischen Ritter aus den stillen grünen Heimatforsten, die seine väterliche Burg umgaben, zuerst zu den Sarazenen nach Aegypten, wo er im Solde des Sultans abwechselnd gegen Heiden und Christen focht; dann in das Reich der Mitte, wo er seinen freitbaren Arm im Dienste des Kaisers von China gegen die Mandchuren hob. Etwas von der Toleranz Kathans des Weisen scheint in diesen ehemaligen Beherrschern der Söhne des Propheten gelebt zu haben. Eines Tages fragt ihn der Sultan von Aegypten („welcher recht gut französisch sprach, worüber ich sehr erstaunte“), wie die christlichen Leute in ihren Ländern lebten? Und ich sagte zu ihm: „Sehr gut, Gott sei gedankt!“ An diese Antwort knüpft der Sultan eine Betrachtung über die verschiedenen Religionsbekenntnisse, von denen er teils dem andern vorgezogen haben, sondern will, daß Jeder dem Glauben, in dem er geboren worden, treu und aufrichtig anhängen solle. Doch kann er sich nicht enthalten, dem Ritter darüber eine Lektion zu geben, daß seine Landsleute und Glaubensgenossen nicht ganz so fromm wären, wie sie sein sollten. Zuvor jedoch, um ihn nicht zu beschämen, läßt er alle Herren seines Gefolges aus dem Saale sich entfernen und dann sagt er: „Ihr solltet allen Nationen ein Beispiel geben, Gutes zu thun, und Ihr gebt ihnen ein Beispiel, Böses zu thun. Denn Euer gemeinsames Volk, an Festtagen, wenn sie in die Kirche gehen sollten, um Gott zu dienen, gehen sie in die Wirthshäuser und sind da in Bällerei den ganzen Tag und die ganze Nacht, und essen und trinken wie die Thiere, die keine Vernunft haben und nicht wissen, wann sie genug haben. Und dabei sind sie so stolz, daß sie nicht wissen, wie sie sich kleiden sollen; bald lang, bald kurz, bald eng, bald weit, bald mit einem Schwert, bald mit einem Dolch und in allen Arten von Trachten. Sie sollten einfach sein, demüthig und wahrhaft und voll von Almosenpenden; aber sie sind Alle das Gegentheil und immer geneigt zum Bösen und sie thun das Böse.“

Wir überlassen es den Neugierigen, in dem Buche der „Wunderbaren Geschichten Sir John Mandeville's“ nachzulesen, wie der Ritter seine Landsleute verteidigt hat. Reich an der wunderlichsten Romantik ist dieses Buch, welches sich wie ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht liest, obwohl der Ritter nur das darin beschriebene hat, was er wirklich gesehen zu haben angibt, nämlich: Gold suchende Ameisen; Knochen von fünfzig Fuß Höhe; ein Lamm, welches mit Fleisch, Knochen und Blut in dem Blüthenkelch einer Melone wächst; große Goldkugeln mit mächtigen Karfunkeln, welche Nachts als Straßenlaternen die Gegend weit umher erhellten; ein Sandmeer und ein Steinfluß mit vortrefflichen, wohlgeschmedenen Fischen, die in diesem Sande und zwischen diesen Steinen, ohne einen einzigen Tropfen Wasser lebten. Der abenteuerlichste Streifzug jedoch, den der ehrbare Ritter gemacht hat, dürfte wol der durch das „gefährliche Thal“ mit den feuerpeinenden Teufelsköpfen sein. „In diesem Thal,“ sagt unser Reisender, „hört man oftmals große Stürme und Donner, und großes Gemurmel und Lärm, den ganzen Tag und die Nacht; und großes Geräusch wie von Trommeln und Kesselpauken und Trompeten, als ob ein großes Fest wäre. Dieses Thal ist ganz voll von Teufeln und man sagt, daß es einer von den Eingängen zur Hölle sei. In diesem Thal ist viel Gold und Silber, weshalb viele ungläubige Leute und auch viele christliche Leute oft herein-



Wie der Ritter John Mandeville zu den Sarazenen auszieht. Nach einem alten Holzschnitte des XV. Jahrhunderts.

sandtschaften von den Häuptern der Christenheit wurden an diesen mächtigsten und gefürchteten Groberer abgeschickt. Diefenige des Papstes Innocenz IV. war nicht sehr glücklich. Der Khan schickte sie zurück mit dem Befehl an Seine Heiligkeit, vor ihm, „dem Beherrscher der ganzen Erde“, zu erscheinen, indem er ihn zugleich verantwortlich macht für die Folgen, wenn er diesem Befehle nicht gehorche. Ein Abgesandter König Ludwig's des Heiligen von Frankreich, der Minoritenmönch Kubruquis (eigentlich Ruibroek, ein Brabanter) ward gnädiger aufgenommen. Aber seine Versuche, den Khan zum Christenthum zu bekehren, scheiterten dennoch; dieser sagt ihm eines Tages: „Die Mongolen glauben nur an einen einzigen Gott und verehren ihn mit aufrichtigem Herzen. So wie Gott die Hand mit mehreren Fingern vertheilt, so hat er auch in den Geist des Menschen verschiedene Ansichten gelegt. Den Christen hat er die Schrift gegeben, sie befolgen aber nicht die Lehren derselben, denn darin steht nicht, daß man einander verleumben und für Geld von dem Wege der

gehen, um von den Schätzen zu holen, aber wenige gehen wieder heraus, denn die Meisten werden von den Teufeln strangulirt. Und in der Mitte dieses Thales, unter einem Felsen, ist ein Kopf und wirkliches Gesicht von einem Teufel, höchst grauenerregend und schrecklich zu sehen; und es zeigt nichts als das Gesicht, bis an die Schultern. Aber da ist kein Mann, weder Christ noch ein anderer, welcher nicht erschrecken würde, wenn er es sieht. Denn es blickt einen Jeden so scharf mit furchtbaren Augen an, welche sich immer bewegen und funkeln wie Feuer, und wechseln und so oft in verschiedene Richtungen starren und Rauch kommt von ihm und Schwefelgeruch und Feuer und so viel Schreckniß, daß gewiß Niemand ihm zu nahen wagt."

Durch dieses Thal des Entsezens wandert unser würdiger Ritter mit zwei anderen würdigen Männern, Minoritenmönchen aus der Lombardei, denen sich mehrere Griechen und Spanier angeschlossen, zusammen 14 Personen. "Und so passirten wir das gefährliche Thal und fanden darin Gold und Silber und köstliche Steine und reiche Juwelen in großer Menge"; als sie, nach vielem Kampf mit den Teufeln und mehrfach niedergeworfen durch Wind, Donner und Stürme "den Ausgang glücklich erreicht, haben sie nur fünf Mann unterwegs verloren, gelobt sei Gott der Allmächtige!" schließt der Ritter seinen wahrheitsgetreuen Bericht.

Wo das gefährliche Thal zu finden, können wir leider unseren Leserinnen nicht verrathen; denn obwohl der Ritter sagt, daß es "neben der Insel Misora, auf der linken Seite, nahe bei dem Fusse Phison sei", so haben wir doch vergeblich auf den Karten nach einer solchen Insel und einem solchen Flusse gesucht.

Im Jahre 1356 kehrte der Ritter in seine Heimat zurück und im Jahre 1371 starb er zu Vütlich. In der Zwischenzeit schrieb er, wie er sagt, „aus Langweil, zur Kurzweil Anderer“ sein Buch, welches in der That die Lieblingslectüre der Klosterbrüder, Ritter und Burgfräulein ward und mit allen seinen Märchen und Naivitäten doch viel dazu beitrug, den Geschmack an Ländere- und Völkertunde so früh schon zu wecken. Einem der ersten Drucker, in welchen sich das Buch erhalten hat, haben wir die Illustration entnommen, welche den Auszug des frommen und wahrhaften Ritters John Mandeville darstellt. [1633]

Ein Hazard der Liebe.

Novelle von Fritz Mendel.

1. Exposition.

„O, Prinzessin, ich kenne die Frauen, und eben weil ich sie kenne —“

Ein Herr und eine Dame ritten im langsamen Schritt durch einen Wald von prachtvollem Laubgehölz. Der Cavalier war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren: wenn man sein Neupferes, das ihn jugendlicher, und seinen Blick, die Gebaltheit seiner Bewegungen, die ihn älter erscheinen ließen, zusammenhielt. Er trug ein elegantes Reitcostüm und in dem, etwas große Flügel aufweisenden Antlitz, einen wohlgepflegten Vollbart von dunkelblonder Farbe.

Die Dame mochte wol dreiundzwanzig Jahre zählen, hatte feine, aristokratische Züge, braunes Haar und dunkelblaue Augen, ein Ensemble, das ihre Erscheinung zu einer überaus reizenden machte. Sie war nicht groß und gekleidet in einen dunkelgrünen Reirock aus Seide, an welchen sich eine weiße Blouse schloß, die um die Taille von einem Gürtel von grünem Leder mit eisilbertem Silbergeschloß zusammengehalten wurde.

Der Weg, welchen sie entlang kamen, hatte über eine Wiese geführt, deren bewaldeten Rand ihr Besitzer mit einigen Statuen aus weißem Stein geschmückt.

„Finden Sie nicht, Graf Haller,“ hatte die junge Dame gesagt, „daß diese Wiese eines der köstlichsten Plätzchen der ganzen, an Naturschönheiten eben nicht armen Gegend ist?“

„Ja, Prinzessin,“ war des Reiters Antwort gewesen. „Und wie ich nun darüber hin bin, ist es, als hätte sich mir eben eine Verbilligung meines Lebens geboten, das auch so eben, mit einer kaum nennenswerthen Hügelung, hinter mir liegt, an dessen Rande mich eine wunderhübsche Diana mit ihrem Pfeile droht und von dem ab ich eben einen Weg betrete, den ich zwar noch einige Schritte weit übersehen kann, welcher dann aber in zauberischem Dunkel verschwindet.“

„Und der ein wenig abschüssig zu werden beginnt?“

„Es ist wahr,“ hatte Graf Haller erwidert, „allein mir bangt darum nicht sehr, denn ich habe, auf meiner ebenen Wiese, gut die Schule geritten und kenne das Leben genug, um vor einer Bodenschwierigkeit nicht erschrecken zu dürfen.“

„So bliebe denn nur Dianens Köder zu fürchten?“

„Auch das nicht einmal, Prinzessin!“

„Doch, Graf Haller, die hübsche Göttin ist eine Frau —“

„O, Prinzessin, ich kenne die Frauen, und eben weil ich sie kenne —“

Graf Haller wurde unterbrochen. Die Prinzessin hatte den Blick des schönen, großen Auges gespannt an seinem Munde hangen lassen, als sehe sie einem wichtigen Ausspruche entgegen. In dem Moment aber fiel ein Schuß in nächster Nähe; die Reiterin stieß einen leisen Schrei aus; die Pferde schnellten die Köpfe empor und zur Linken trat aus dem Gebüsch eine jägerisch gekleidete Männergestalt, mit einigem Embonpoint, grauem Haar und Bart.

„Sie haben es gut!“ klang eine joviale, volle Stimme auf. „Mein, über die Vorsehung! die mich gerade recht zur Stelle führt, um Sie bewahren zu können, daß dieser gewaltige Monsieur Lampe Ihnen den Weg nicht kreuzt! Hahaha! es ist prächtig!“ und der alte Herr schritt schnell vor den Pferden vorüber und hob einen Hasen auf, der an der andern Seite der Straße gefallen.

Graf Haller blickte zu der Prinzessin auf; sie war bleich geworden und ihre Oberlippe zitterte leicht, obgleich sie zu lächeln versuchte.

„Nicht wahr?“ fuhr der Jäger fort, indem er das Wild bei den Füßeln faßte, und wie eine Trophäe hoch hielt. „Sie haben es gut; wahrhaftig! denn dieser Wurf ist eine imposante Figur und das Unglück, wenn er seinen Lauf weiter hätte fortsetzen können, gar nicht abzusehen!“

„Ich gratulire, Baron Nimrod,“ sagte Graf Haller mit einem etwas gezwungenen Lächeln, „es ist der erste seit lange, nicht? und Cousine Sophie wird eins ihrer freundlichsten Gesichter zum Empfang herausfahren müssen.“

„Ja, ja wol! — So gut haben es die Weiber! im Handumdrehen ist frisch Wildpret im Hause. Erst gestern ein Rehbock und —“

Der Baron erzählte, wie ein echter Waldmann, mit möglichster Ausführlichkeit von der eminenten Bravour, welche es gefoßet, jenes Reh zu stellen und zu erlegen. Es hörte sich sehr schön an

und keines von dem Raare machte einen Versuch ihn zu unterbrechen, bis man, in starkem Schritt neben einander bleibend, vor einem reizenden Schloßchen ankam, dessen architektonische Schönheit dem Kunstsinne seines Erbauers alle Ehre machte.

Während nun der Jäger mit seiner Beute triumphirend das Schloß betrat, reichte Graf Haller der Prinzessin den Arm und führte sie durch das reich mit Ornamenten geschmückte und doch nicht überladene Portal, bis zu einer Thüre, die das einseitige Ziel zu sein schien, denn man trennte sich hier.

„Sie waren sehr erschreckt, Prinzessin?“ fragte der junge Mann.

„O — —!“
Es war dies ihre ganze Erwiderung, zu welcher sie ein leichtes Compliment machte, dann in die Thüre trat, welche er ihr geöffnet, und sie hinter sich schloß.

Graf Haller schritt langsam, gedankenvoll den Corridor hinab, betrat sein Gemach, schloß und ließ sich von dem eintretenden Bedienten umkleiden. Als das Geschäft beendet und er wieder allein war, machte er einige Schritte, blieb am Fenster stehen und blickte sinnend ins Freie hinaus.

„So bin ich nun fast einen Monat hier,“ sprach er leise vor sich hin, „und wie die Tage so kommen und gehen, gebe ich mich ihnen, lasse mich von ihnen tragen und die Thatenlosigkeit ist mein eigentliches Element. — Es geht abschüssig vorauf — ja wol! Prinzessin Clara hatte Recht! Aber da möchte ich wissen, ob wieder nur der Kobold aus ihr sprach — oder ob sie einen Blick in meine Verhältnisse hat, ob sie weiß, daß mein Vermögen zu Ende und mein ganzer Reichthum eine Handvoll Wissen ist, das mir zu sagen erlaubt: Was ich nicht weiß, das eben brauche ich — und was ich weiß, das kann ich nicht gebrauchen! Und nun? ah — ich will mir eine Existenz gründen, aus eigener Kraft, auf selbstgeschaffene Basis. Womit? — ich weiß es nicht! Zur Diplomatie zurückkehren — guter Gott! — ein Diplomat mit einem Herzen ist ein gar trauriges Wesen! Aber nun — ich habe ein Herz — und das Alles zusammengenommen, reicht gerade aus, um mich mit meinen Gefühlen für die Prinzessin recht lächerlich erscheinen zu lassen! — ich bin ein Thor — träume mir ein Stück Paradies und vergesse den Engel mit dem Schwerte —“

Das Haupt sank ihm auf die Brust; er verschränkte die Arme und wandte sich in das Zimmer zurück.

„O ja!“ fuhr er endlich aufatmend fort, „es ist ein rosiges Traum — indessen er zerrinnt — und da bin ich wieder in meiner nackten Wirklichkeit!“

Er verließ das Gemach, ging eine Treppe hinab und dann in einen Salon, in welchem eine Dame einsam an dem für vier Personen servirten Theetische saß.

Es war das eine Frau von weiblicher Mittelgröße, vollen, üppigen Formen, einem runden, angenehmen Antlitz, dessen Grundzug das Wohlwollen war, blondem Haar und an Alter dem Grafen wol nur um wenige Jahre nachstehend. Etwas wie gutmüthige Ungebuld lag auf ihrem Gesicht und diese Klang auch in ihren Worten wider, als sie dem Eintretenden entgegenrief:

„Nun, Vetter, Sie sind in der That der vernünftigste Mensch im Hause, denn Sie haben wenigstens ein geringes Einsinken mit der Hausfrau, die um ihres Herrn Gemachls willen die Theemaschine gern noch drei Mal heizen lassen könnte. Sogar Clara läßt mich heute im Stich; — aber doch — was ist denn das?“ und sie blickte scharfer zu dem Grafen hinüber — „was haben Sie denn? — Sie sehen so trübselig daren, Vetter, daß ich fürchten muß, es ist irgend etwas Unangenehmes passirt —“

Haller schüttelte, mit einem Versuche zu lächeln, das Haupt.

„Nicht doch, Cousine —“

„Aber Sie haben Etwas auf dem Herzen —“

„O, nur —!“

„Was haben Sie — sagen Sie, Vetter Ernst — was —?“

„Sorge, Cousine, ein wenig Sorge.“

Die Dame kniff die Augenlider ein wenig zusammen, hob dann den Finger drohend und sagte neckisch:

„Ei, Vetter Ernst — es ist nicht Sorge, sondern Kummer, den Ihnen das kleine, pochende Ding da in der Brust bereitet.“

„Nicht doch, Cousine!“

„Ich weiß es besser! weiß, daß die unverzeihliche Thorheit, dem Herzen seine Rechte freitrag zu machen, sich rächen muß; weiß, daß Graf Haller mit seinen dreißig Jahren und seiner unglücklichen Philosophie über die Ehe auf dem besten Wege ist sein ganzes Lebensglück leichtsinnig zu verspielen —“

„Sophie!“ unterbrach er sie bitternd.

„Was wollen Sie Vetter! Mitleid? Sie verdienen es nicht, allein ich will es dennoch wachen lassen und eben aus Mitleid nicht schweigen, sondern Ihnen sagen; ich weiß, daß es das „morgen“ ist, an welchem Sie franken und die Einsamkeit, die es Ihnen unerträglich macht!“

„Nun ja,“ sagte Haller weich, „es ist die entsefliche Debe, welche mich quält. Und verspielen sagen Sie, — nun wol, ich setze den letzten Rest meines Credits bei Madame Fortune an eine Karte, lege einen Schuldbrief auf die Ewigkeit daneben und spiele Hazard, quitte ou double! Wohlan!“

„Nein, Vetter! die Leidenschaft verliert —“

Die Thür ging wieder auf; Prinzessin Clara trat hinter dem Rücken des jungen Mannes ein, über welchen eine eigenthümliche Erregtheit gekommen war.

„Nah, Cousine,“ sagte er, und sein Auge blickte, seine Lippe zuckte sarkastisch, „ich habe es mit einer launischen Frau zu thun und speculate auf eben diese Schwäche!“

2.

Frauenlogik.

Die Prinzessin hatte den Grafen bei der Heimkehr verabschiedet, und die Thüre hinter sich geschlossen. Dann blieb sie, nachdem sie sich langsam umgewandt, stehen und blickte starr zu Boden.

„Mein Gott,“ sagte sie endlich und wie sie das bleiche, schöne Antlitz erhob, spiegelte sich in demselben eine tiefschmerzliche Enttäuschung wider, „so soll denn nun Alles mit einem Male zu Grabe getragen sein, was mich schon glücklich gemacht, da ich es kaum zu denken gewagt?“

Sie begann mechanisch die kleinen Hände aus den Handschuhen zu befreien, legte diese dann sammt Gerte und Hut auf einen Tisch und ließ sich in den nächsten Fauteuil nieder. Es klang ihr fort und fort ein Wort in den Ohren:

„O, Prinzessin, ich kenne die Frauen, und eben weil ich sie kenne —“

Ihre ganze Gedankenwelt concentrirte sich darum; langsam nur und schattenhaft zogen einige Erinnerungen im Hintergrunde vorüber.

Sie war die Tochter des jüngern Sohnes eines alten, weitverweigten Geschlechts. Ihr Vater hatte nichts beßeren, als seinen vornehmen Namen, sein Ministerportefeuille und die Freund-

schaft seines Monarchen. Nach seinem Tode hatte die Wittve eine Pension bezogen, derselben aber freiwillig entsagt, als man einen Versuch gemacht, Clara für ein Kloster zu gewinnen. Die Fürstin hatte an einem, gegenüber ihrem Range kaum nennenswerthen Vermögen genug gehabt und wie sie mit ihrer ganzen Vergangenheit gebrochen, so hatte die lange um ihren Gatten trauernde Dame es auch verstanden, deren glänzende Bedürfnisse und hohe Anforderungen auszuschließen. Still und schlicht hatte sie gelebt; still und einsam war sie gestorben; die Prinzessin hatte auf der Fürstin Wunsch den Baron von Stein zum Vormunde bekommen, der erst kurz vor ihrer Mutter Tode sich verheiratet und von dem man sagte, die Fürstin sei, obgleich ihm an Jahren voraus, doch seine erste Liebe gewesen. Prinzessin Clara war in das Haus, in die Familie des Grafen getreten, dessen Gattin ihre Freundin geworden. Seitdem war ein Jahr vergangen und dem Mädchen schien es wie ein Traum. Es war eben ein Tag gewesen wie der andere; kein Fest, kein großes Glück oder Leid hatte den ruhigen Fluß der Zeit unterbrochen. Ein einziges Ereigniß trat hell hervor und das war noch neu.

Ein Verwandter der Baronin hatte sich, vor etwa einem Monat, auf dem Schlosse als Gast angemeldet und war bald darauf eingetroffen. Man wußte von ihm, daß er in Etwas ein Sonderling sei, vielleicht nur weil er große Gelehrsamkeit besaß, an deren Gewinn er sein ganzes Vermögen gesetzt und seine schöne diplomatische Carriere, die er schon mit Erfolg angetreten obenein. Der Baron gab sich doch viele Mühe, des Grafen Haller Bild nicht gar zu häßlich werden zu lassen. Er sei eine grundehrliche Natur, — sagte er, — in der Residenz sei der Graf ein Lebemann gewesen, nicht die Spur von einem Sonderlinge, aber man müßte es denn so nennen, daß er mit dreißig Jahren noch Junggeselle sei, trotzdem man ja wisse, daß für einen Cavalier wie den Grafen Haller manch schönes Herz offen sei. Jedenfalls werde man es gut haben in Haller's Gesellschaft; zu unterhalten, das verstehe er.

Der Gast war gekommen und der Baron gerechtfertigt.

In der That, ein Sonderling war Graf Ernst nicht. Er hatte keine Manieren, welche auffallen konnten; er war vollendetes Weltmann in jeder Beziehung; er war ein Mann von hoher Intelligenz, dem man den Gelehrten doch nimmermehr ansah. Die Prinzessin hatte sich bald so wohl gefühlt in seinem Umgang; sie hatte, wie sie ihn näher gesehen, auch gefunden, er besaß ein tiefes und reines Gemüth; ihr war, als kenne sie nichts Schöneres, als mit ihm zu plaudern. Ja plaudern — das konnte er! Von seinen Reisen, seinen Erlebnissen sprach er wenig, kaum daß er gelegentlich ein Beispiel daher zog; ästhetische Dialoge hatte er nie geführt; er war eben Meister einer seltenen, bei den Deutschen wenig heimischen Kunst: der Plauderei.

Aber eines Tages, da hatte die Baronin ein neckisches Wort gesprochen, über das die Prinzessin erröthet und dann auf ihr Zimmer gegangen war, um dort niederzuliegen und das glühende Gesichtchen lange, lange in die Kissen des Bettes zu drücken. — Und als sie sich dann erhob, da war eine Sonne in ihr aufgestammt.

Das waren nun erst acht Tage. Aber das letzte Wort des Grafen war es, das immerfort in ihrer Seele klang; jener Satz, den er nicht zu Ende gesprochen von den Frauen.

„Und eben weil ich sie kenne —“
Was mochte die Meinung, der Schluß daraus sein, welchen jener unzeitige Schuß des Barons ihn auszusprechen verhindern hatte?

„Ja wol,“ sagte Clara schmerzlich, „er hat vielleicht ein Recht, so zu denken von den Frauen. Er fühlt sich ihnen überlegen, er, der Mann von Geist, von Wissen, von Welterfahrung, was kann ihm ein Mädchen dagegen bieten — und nun gar das arme Mädchen, welches gar nichts in die Wagschale zu werfen hat?“

Und dann starrte sie wieder so selbstvergeffen vor sich hin, bis sie sich plötzlich erhob und der Hofe rief.

Der Thee war vorüber. Graf Ernst hatte sich entfernt; die Prinzessin war auch halb gegangen. Der Baron hatte seiner Frau eine neue Jagdgeschichte zu erzählen begonnen.

In ihrem Gemach lag Clara im Sopha, das Antlitz fest in die Kissen gepreßt und weinte bitterlich.

„Ich kauft mich nicht!“ flüsterte sie in sich hinein; „ich habe den Sinn seiner nicht gesprochenen Worte nur zu richtig errathen — oder kann ich anders deuten, was er vorhin zu Sophien gesagt, was ich eben im Eintreten noch erhaschte: „Ich habe es mit einer launischen Frau zu thun und speculate auf diese Schwäche?““

Minute um Minute verrauchte; es wurde endlich an ihrer Thüre gepöcht. Sie richtete sich auf; es war Abend geworden.

„Wohlan!“ sprach sie und trocknete ihre Thränen, „so will ich ihm zeigen, daß Frauen auch stark sein können, und wenn er mich nicht liebt, so soll er mich doch achten!“

Dann ging sie hin und öffnete. —

Unter dem Fenster des Cabinets, welches Graf Ernst bewohnte, stand eine Linde, in deren Geäß ein Fink sein Nest gebaut. Der junge Mann blickte, als er sich vom Theetisch bisperrte, auf die leerstehende Heimat eines ganzen Vogelschwarms. Plötzlich erinnerte er sich, ein Schloßchen zu besitzen, ein kleines verhubeltes Haus — aber doch seine Heimat, die er lange nicht gesehen, die er sichtbar vernachlässigt und die doch schön war. Sie stieg vor ihm auf, wie ein liebes, freundliches Bild — aus der Jugendzeit — aus der Jugendzeit — und dann dachte er es sich belebt — sich darin und — Clara.

Er grüßte sich schnell ab; feuerroth im Gesichte, mit gesenktem Haupte, machte er einige Schritte.

„Ich will — nein, ich muß!“ rief er. „Ich will sie fragen, ob sie mit mir gehen wolle, durch ein wenig lockendes Leben — aber wie knabenhaft zagend bin ich da auf einmal! — und doch muß ich, — ich muß!“ — Es ist besser ich schreibe ihr. Ich bin schüchtern wie ein kleines Mädchen, — nun erst sie! Und wenn es wahr wäre, was ich zuweilen zu glauben gewagt, daß sie mich liebt. Die Liebe ist Raufsch; aber ruhig, unbeirrt, ohne Uebereilung soll sie mir antworten. Ich werde ihr schreiben — und dann will ich auf und davon — wenn ich nach einigen Tagen wiederkehre, hat das Gefühl der Ueberlegung Raum gemacht. Es gehe: quitte ou double!“

Er setzte sich nieder und sann eine Minute, ergriff dann die Feder und schrieb; er faltete das Geschriebene, ohne es noch überlesen zu haben, zu einem Billet und verschloß dasselbe. Daran schickte er.

„Franz,“ sagte er zu dem Diener, „Du packst sofort den Mantelsack und bestellst, daß man die Pferde sattelt, begleite mich dann bis zur nächsten Eisenbahnstation und kehrt hierher zurück. Verstanden?“

„Vollkommen, gnädiger Herr.“

„Du weißt, daß ich das Schweigen liebe. Gile Dich jetzt. In einer halben Stunde will ich fort sein.“

Als Graf Ernst wieder allein war, begann er aufs neue zu schreiben. Er theilte der Baronin sein Vorhaben mit; er bat sie um Beförderung des eingelegten Briefes an Prinzessin Clara. Der Diener kam.

„Fertig?“

„Zu Befehl, gnädiger Herr.“

„Wir werden scharf reiten, Franz. Du eilst zurück und gibst diesen Brief, den ich hier in die Chatulle lege, sofort nach Deiner Wiederkehr der Frau Baronin.“

„Ja, Gnaden.“

„Ihr selbst, Franz, hörst Du?“

„Ihr selbst, gnädiger Herr!“

Die Prinzessin öffnete die Thür. Es war der Baron, welcher bei ihr eintrat. Er trug ein Papier in der Hand; sein Gesicht brühte eine gewisse Erregung aus.

„Prinzessin,“ hub er an, „ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen.“

„Ich lausche, Herr Baron.“

„Sie sind ein starkes Mädchen....“

„Ich denke.“

„Es ist ein Todesfall eingetreten — ein Oheim mütterlicher Seite —“

„Ah!“

„Graf Elbing ist gestorben.“

„Der alte Herr! ich habe ihn zuweilen gesehen —“

„Und er hat ein Testament hinterlassen.“

„So!“

„Ja, liebe Prinzessin, ein Testament, das Sie zur Besizerin einer halben Million Thaler macht.“

Prinzessin Clara blickte den Baron an, als verstehe sie nicht.

„Mein Gott!“ sagte sie endlich leise.

„Sie sind doch ein starkes Mädchen, Prinzessin!“

„Ach! ja, ich fühle mich stark!“ und ein Zittern lief durch die ganze feine Gestalt der jungen Dame, indessen sie sich hoch aufrichtete.

„Die Nachricht ist schon am Morgen hier gewesen; aber ich lese meine Briefe nicht gleich und zudem war ich auf der Jagd, so hat es sich verspätet. Hier ist das Schreiben des Vermächtnis-executors, es ist an mich, den Vormund gerichtet.“

Prinzessin Clara öffnete das Schreiben und blickte hinein, ohne zu lesen. Sie dachte an den Grafen, an den Mann, welchen sie anbetete. Mein Gott! Das arme Mädchen mußte ihre Hände auf das heiße junge Herz pressen, daß es nicht spränge, wenn sie die Seligkeit dachte, sein Weib sein zu dürfen, seine Lebensgefährtin — sein für Leben und Ewigkeit, für Himmel und Sonnenschein.... Und nun — nun auf einmal zu dieser schwindelnden Höhe des Reichthums emporgehoben — was half es ihr, da es sie doch ihm nicht näher brachte?

„Clara!“ sagte da plötzlich eine Stimme hinter ihr und wie sie sich umwandte, stand die Baronin da und hatte auch einen Brief in der Hand. „Dies das einmal, liebes kleines Herz —“ und Sophie war hinaus, den Gemahl zugleich an der Hand mit hinausziehend.

Die Prinzessin las, sie stieß einen jauchzenden, jubelnden Schrei aus: „Ich bin arm, Prinzessin, aber mein Leben gehört Ihnen und meine Liebe; — es ist eben Alles, was ich zu geben habe! Wollen Sie es nehmen und mein Weib werden?“

Sie wollte niederwürzen — und vor Gott hinknien, daß er den heißesten, geheimsten Wunsch ihres Herzens erhört — ihr den Mann gegeben habe, den sie liebte, — mehr liebte, — ja, das süßte sie in diesem Augenblick! — als sie selber jemals gewünscht und geahnt....

Aber mitten in ihrer Erregtheit fuhr es wie ein heftiger Schreck durch ihre Seele.... Ihr war auf einmal, als lege sich eine Todtenhand eisefalt über ihr glühendes pochendes Herz; ihre Arme sanken herab, das Blut zu Boden. Sie mußte sich setzen, mußte die Augen verdecken. In ihr brauste ein Chaos von Wonne und Leid, von jubelndem Entzücken und wilder Verzweiflung — und als sie wieder lange so dageessen, als sie sich bleich und stolz erhob — was war da aus dem weichen, sinnigen Mädchen geworden?

Ihr Blick flammte, ihre Wange glühte, ihre Lippe bebte, ihr Athem flog.

„D,“ sagte sie bitter, „man ist bereit, mich um den Preis einer halben Million so mit in den Kauf zu nehmen!“

Hierauf setzte sie sich zum Schreiben nieder und ihre Hand war fest und stark.

„Noch vor einer Stunde,“ so schrieb sie, „würde ich mit einem freudigen Ja! Ihre Frage beantwortet haben, denn Ihre Liebe wäre mein Himmel gewesen. Nun aber, Herr Graf, da inzwischen Nachrichten eingetroffen sind, welche mir es nur zu wahrscheinlich machen, daß Ihr Entschluß nicht ganz frei von gewissen äußeren Einflüssen geblieben, nun hat das Herz nicht mehr zu entscheiden. Sie sagten einmal: „Ich kenne die Frauen, und eben weil ich sie kenne....“ Sie vollendeten den Satz nicht, aber ich sehe nun, daß ich mich über den Sinn in keiner Täuschung befinden und weise den Antrag zurück, welcher unter diesen Umständen für mich nicht besser sein kann, als eine Beleidigung.“

3. Quitte ou double.

Es war am Morgen des folgenden Tages, als die Baroness bei Clara eintrat.

„Rein, Kind,“ sagte sie, „Du darfst nun nicht so vernachlässigen — aber, mein Gott, — wie bleich Du bist!“

„Ich hatte eine schlechte Nacht, liebe Sophie.“

„Um!“ machte die Dame mit einem feinen Lächeln. „Aber nun eile Dich; mein Mann ist hinaus, der Graf fort — Du wirst mich nicht allein am Frühstückstische sitzen lassen.“

„Ah! Graf Haller ist fort,“ sprach die Prinzessin mit einem leisen Zucken der Lippen.

„Ich glaubte, er hätte es Dir in dem Billet mitgetheilt?“

„Es mag wol da noch nicht seine Absicht gewesen sein, zu reisen. Oder wie —? ich verstand doch recht, Sophie, Graf Haller ist abgereist?“

„Ja, er ist auf eine Woche nach Bad H. gegangen. Das Billet empfang ich erst nach seiner Abreise in einem Briefe, worin er mir seinen plötzlichen Entschluß mittheilte, um den selbst mein Mann nicht wußte. Es muß wol Asonderliches —“

„Ah!“ machte die Prinzessin angelegentlich. „Und mein Billet?“

„Es schien mir dringend zu sein, und ich habe daher noch gestern Abend seinen Diener damit nachgeschickt.“

„Noch gestern Abend — wann brach der Graf denn auf?“

„Eine Stunde nach dem Thee! — was hast Du denn, Clara?“

Clara hatte die Lippe zwischen die kleinen weißen Zähne genommen und biß heftig darauf. „Wenn mein Verdacht falsch gewesen?“ murmelte sie.

„D, siehst Du,“ erwiderte sie dann der Cousine, „ich bin nicht wohl, liebe Sophie — entschuldige mich. Ich bitte — laß mich jetzt, und wenn der Baron heimkehrt — doch — ja wol — wenn er kommt, so bitte ihn um eine Minute für mich.“

Eine seltsame fieberische Beweglichkeit bemächtigte sich des Mädchens, als es allein war.

„Was ist das?! — barmherziger Gott!“ sprach sie zu sich selbst. — „Doch nein! — so furchtbar kann ich mich nicht selber strafen.“

Sie schellte ihrer Zofe; sie ließ einen Koffer reisefertig machen. Als das geschehen war, kam der Baron.

„Die Freude, höre ich, hat Ihnen eine schlechte Nacht bereitet?“ fragte er.

„Setzen wir uns, lieber Baron. Sie sehen, ich habe mich wieder erholt. — Sagen Sie doch — wann lasen Sie den Brief — ich meine die Nachricht von meines Oheims Tode zuerst?“

„Eine Minute, ehe ich damit zu Ihnen kam. Weshalb, Prinzessin?“

Clara hatte sich erhoben.

„Herr Baron, ich bekenne mich Ihnen schuldig des schwärzesten Undanks; ich bitte nicht um —“

Herr von Stein lachte hell auf.

„Sie haben es gut, von Undankbarkeit reden, Prinzessin, wenn Sie wissen, daß Ihnen Niemand glaubt!“

„Ich habe an Ihrem Wort gezweifelt, Baron. Ich habe geglaubt, daß Graf Haller früher im Besitze jener Testamentsnachricht gewesen als ich selber; ich sehe, daß ich mich grausam getäuscht habe und um den Irrthum wieder gut zu machen, ehe es zu spät geworden, müssen Sie mich sogleich nach Bad H. begleiten.“

„D, dort finden Sie in Graf Ernst einen Cavalier —“

„Und ich sage Ihnen, mein ganzes Glück hängt daran, daß Sie mich zu ihm führen!“

„Aber ich verstehe nicht —“

„In Bad H. werden Sie es.“

Der Ton in welchem die Prinzessin sprach, war so verzweifelt bestimmt; der Baron willigte am Ende ein, aber er schüttelte noch den Kopf, als er den Wagen bestieg und sein Blick noch ein Mal der geheimnißvollen Miene seiner Frau begegnete.

Es war eine eigenthümliche Gedankenfette, welche Clara's Handeln bestimmte. Sie dachte — wie man denkt, mit einem stürmisch aufgewühlten Herzen, in dem jedes Gefühl zum Schmerz wird. Ihr war gewesen, als müsse der ungeheure Verrath sie erdrücken, welchen derselbe Mann an ihr geübt, der sonst ihr Abgott gewesen; der für das Mädchen nichts gefühlt, aber der Erbin — sein Herz geboten hatte! Welch ein Hohn, welche eine Beleidigung für die stolze Seele! Sie hatte eine gewaltsame Anstrengung gemacht, sich dem zu entwinden, sich zu retten; sie hatte gehandelt, ganz wie ein Weib, dessen Welt die heißere Empfindung ist und welches das Reich des ruhigen kühlen Gedankens dem Manne überläßt. — Und dann war auf einmal wieder die ganze entsetzliche Thorheit, welcher sie sich rückhaltlos hingegeben, klar vor ihr aufgetaucht; es war ihr bewußt geworden, daß sie sich geirrt, daß sie im Affekt gehandelt, daß sie Unrecht an ihm gethan. Ihm Unrecht gethan zu haben — das war es, was sie zunächst quälte! Sie fühlte nun wol, daß das Weib eben am schwächsten sei, wenn es stark sein wollte: — da war der Moment gekommen, wo das Weib nicht anders konnte, als eben Weib sein und sich lossagen mußte von allem Vorurtheil und aller — Stärke.

Sie sprach kaum ein Wort zu dem Baron bis man in Bad H. angelangt war.

Graf Haller wohnte in einem Hotel, das der Baron kannte. Die Prinzessin ließ sich sogleich hinführen. Wie sie da war, erhielt und in Reiskleidern, wollte sie vor den Mann treten, um ihm das größte Unrecht abzubitten, welches sie im Leben begangen. Aber der Graf war nicht zu Hause.

Dem Baron war recht bange zu Muth. Er hatte ganz unbestimmte Begriffe von dem, was um ihn vorging; es fehlte ihm jede Gelegenheit der Prinzessin zu sagen, sie habe es gut: das war genug, ihm Sorge zu bereiten. Zwar — er war kein Mann, den eine solche der Thatkraft hätte berauben können, und mit dem Einsehen von dem krankhaften Seelenzustande seines Mädchels war ihm auch die Nothwendigkeit klar erschienen, zu Heilmitteln zu greifen. Die Elite der Badegäste hatte auf den Abend eine Soirée veranstaltet und mit beiden Händen ergriff der Baron die Gelegenheit, Clara zu zerkneuen.

Sie saß in dem Zimmer, in welches man sie geführt und schien die Welt um sich herum vergessen zu haben. Sie hörte, wie ihr Vormund ihr von der Abendgesellschaft sagte und antwortete nicht, denn sie hatte nicht verstanden, was er ihr gesagt. Es ging zum Abend. Die Zofe kam, ihre Herrin umzukleiden; sie ließ es geschehen und wußte nicht warum. Auf die furchtbare Erregung dieses und des vorigen Tages und der zwischen beiden liegenden Nacht war Erleichterung gefolgt. Prinzessin Clara befand sich in einem Zustande der lethargie, welche die Theilnahme an dem, was um sie geschah, völlig ausschloß.

Herr von Stein erschien im Gesellschaftslocale; er bot ihr den Arm.

„Was denn, Baron, wohin wollen wir?“

„Zu der Soirée, von welcher ich Ihnen sagte, Prinzessin.“

„Soirée —?“

„Mein Gott, ja! Erinnern Sie sich nur —“

„Ah — Sie wollen mich in eine Gesellschaft führen — aber ich werde Ihnen nicht folgen — ich kann nicht, ich muß den Grafen Haller sprechen.“

„Den finden Sie dort, liebe Prinzessin.“

„In der Gesellschaft? — sagen Sie, Herr von Stein, — können Sie mir eine ungestörte Unterhaltung mit dem Grafen schaffen?“

„Gewiß —“

„Gut denn, gehen wir.“

Die versammelte Gesellschaft blickte gespannt der Prinzessin entgegen; bewunderte, als sie da war, die bleiche, elegante Erscheinung; sah mit einiger Neugier auf den Augenblick, wo man sich werde zuflüstern können, ob sie geistreich oder einfältig sei. Und Clara hörte kaum, daß der Baron ihr einige Namen nannte, setzte sich nieder, wohin er sie führte und lebte erst wieder auf, als er endlich zu ihr sagte:

„Ernst erwartet Sie, liebe Prinzessin. Wollen Sie die Güte haben, mir ihren Arm zu geben; — so — ja aber was haben Sie denn um Gotteswillen mit ihm? Er thut ebenfalls sehr geheimnißvoll und es kostete mich ordentlich Mühe, ihn bei Seite zu bringen.“

„Varien Sie noch eine Minute, Sie werden dann sehen, was mich hergeführt. Sie bleiben bei mir, Baron, nicht? — ich bitte Sie darum, denn ich habe auch mit Ihnen zu reden.“

„Wenn Sie es wünschen, so werde ich bleiben, obgleich ich nicht weiß, was — da wären wir ja! — nun, in der That, Herr Graf, Sie haben es gut und —“

Haller stand, an einen Fauteuil gelehnt, in der Mitte eines kleinen Salons, bis zu welchem die Gesellschaft sich nicht verirrt. Er hatte das schöne Auge fest auf Clara gerichtet, sein Mund war fest geschlossen, seine Stirne glühte, seine Wangen waren blaß.

Und das Mädchen blieb, nachdem es einen Schritt über die Schwelle gethan und der Baron die Thür hinter sich geschlossen, stehen. Ein Beben durchlief ihre Gestalt.

„Herr Graf,“ sagte sie leise, mit zu Boden gesenktem Blick, „ich bin gekommen, um gut zu machen, was ich Ihnen verschuldet. — Es war das Herz, welches mir einen Streich gespielt, das thörichte Herz!“

Sie blickte langsam zu ihm empor; sie hob bittend die Hände.

„Wissen Sie, Graf Ernst, was ein Frauenherz bewegt? — und ich zweifelte an Ihnen, zweifelte zuletzt an mir selber... und doch, Graf Ernst — ich — ich habe lang und schmerzlich erwartet, bald mit Zuversicht, bald der Hoffnung entgehend, daß Sie kämen, um mir das Wort zu sagen, das mich unaussprechlich glücklich gemacht hätte und ich habe vergeblich geharrt — bis ich aus Ihrem Munde jene Aeußerung vernahm, die mich frapirte und mir zuzurufen schien: nun, Clara, sei stark und stol; und dann, nicht wahr, Herr von Stein, dann kamen Sie und sagten mir, ich sei nicht mehr das arme Mädchen, sondern mein Reichthum entspreche meinem Range und — Graf Ernst — da empfang ich Ihren Brief!“

Es hatte oft wie verhaltenes Schluchzen durch ihre Worte gestungen; sie schwieg nun, und presste die Hände auf ihre wogende Brust.

„Prinzessin,“ begann Haller, nachdem er eine kleine Pause gelassen, „es ist ja recht, so wie es ist —“

„Nein!“ fiel sie ein, „nein! ich bitte um Ihre Verzeihung Herr Graf — und Sie haben sie mir noch nicht gegeben! Graf Ernst! ich sehe die ganze ungeheure Thorheit meiner That — ich will ja nur, daß Sie mir vergeben —“

„Ich glaube nicht, Prinzessin! Sie haben mir wehe gethan, mich ins Innere hinein gekränkt — aber ich zürne Ihnen nicht dafür, denn — sehen Sie, Prinzessin, ich hatte Sie ja so unaussprechlich lieb!“ und auch seine Stimme zitterte leicht.

Der Baron räusperte sich heftig. „Wozu bedarfst denn nur noch der vielen Worte?“ sagte er, „es ist hier Alles klar, wie die Sonne!“

Clara hörte ihn nicht. Sie war zu Haller getreten; sie hob die Hände aufs neue flehend zu ihm auf.

„Sieh, Ernst,“ sagte sie, „ich habe aus Liebe geirrt, so laß es nun gut sein, und ich will mich Dir ganz zu eigen geben und will Dein Weib sein! — Wir sind nicht allein,“ setzte sie hinzu, als der Graf einen unsichern Blick zu Herrn Stein hinüberlenkte, „ich weiß. Aber ich wollte, die ganze Welt stünde um uns her, und ich könnte dann sagen: ich liebe Dich und will die Deine sein!“

Graf Haller trat einen halben Schritt zurück.

„Nicht doch, Prinzessin,“ sprach er bewegt, „Sie haben mich des häßlichsten Beweggrundes zu einer Werbung für fähig gehalten — nun wohl! darüber kann ich nicht hinweg. Denn ich habe gewünscht, daß diejenige, die ich um ihre Hand bitte, nicht nur meine Gemahlin werde, meine Lebensgefährtin, die mich liebe, sondern auch meine Freundin, die mich verstehe. Nach dem, was vorgefallen jedoch darf ich nicht voraussetzen; daß ein Verhältniß, welches ebenföhr auf Achtung und Vertrauen, als auf Liebe gegründet sein muß, ein sicheres moralisches Fundament in einer Seele haben könne, welche mit dem Zweifel begonnen hat und mich so sehr mißverstehen konnte. Es war ein schöner, goldener Traum; — er ist zu Ende. Ich sagte da zu Sophie, ich wolle ein Spiel spielen, mit dem Glück, und auf die Schwäche der launischen Götter wolle ich es bauen; ich wolle mein ganzes Leben einsetzen — nun that ich es — und ich glaube, daß ich es verloren habe. Und nun, Prinzessin — glauben Sie — mein Herz ist schwer. Lassen Sie es ein Ende werden; — leben Sie wohl — und — nun ja, denken Sie zuweilen an mich, ich habe Sie doch sehr geliebt!“

Er ging mit schnellen Schritten der Thüre zu; er war hinaus und der Baron ihm leise gefolgt. Clara stand noch stumm und starr, wie ein schönes, kaltes Marmorbild. Und dann, auf einmal, blickte sie auf; sie stieß einen tiefen, tiefen Seufzer aus, und schludzte laut auf und brach zusammen und zerstückte ihre Röbe und alle die Herrlichkeiten, in welche das arme, kleine Herz gefüllt war.

Eine Stunde mochte seitdem vergangen sein. Prinzessin Clara hatte sich wieder in die Gesellschaft gemischt; sie war beinahe ausgelassen fröhlich; sie ging auf Alles ein, was sich ihr bot; sie plauderte und scherzte, coquetirte und warf mit Bonmots um sich; der Kreis in welchem sie sich befand, war entzückt von ihrem Geiste, von der wundervollen Weise, in welcher sie Alles zu sagen wußte, was Andern gewiß nicht gut gestanden hätte. Nur zuweilen, mitten in der lebendigsten Unterhaltung, mitten im Lachen ihrer Umgebung, wechselte sie plötzlich die Farbe und verstummte auf Augenblicke und man konnte dann ein nervöses Zucken ihrer Lippen bemerken; aber das eben immer nur auf Augenblicke.

Nun fragte sie nach dem Baron; er war nirgend zu sehen.

„D,“ sagte ein junger Mann, „er ist am grünen Tisch gefesselt, wo ihm eine gewisse Dame zu lächeln scheint — wenn Sie befehlen, Prinzessin — ich sage ihm ein Wort —“

Clara hatte das Auge fixirend auf den Sprecher gerichtet, als er der „gewissen Dame“ erwähnt. Das Zucken um ihren Mund war wieder sichtbar geworden.

„Nein,“ fiel sie dann ein, „lassen Sie doch — ich will ihn selbst belauschen beim Spiel und ob er in der That so ruhig dabei ist, wie er mich einst versicherte.“

Sie erhob sich schnell und stand eine halbe Minute darauf hinter ihrem Vormunde, welcher einen Haufen Gold vor sich liegen hatte und denselben mit jeder Pointe mehrte. Ihm gegenüber saß Graf Ernst, mit dem Kartenspiel in der Hand, von welchem er ruhig abzog und sich darin nur zuweilen unterbrach, um Gewinn oder Verlust auszugleichen. Da begegnete er plötzlich Clara's Blick; die Karte, welche eben umschlagen wollte, fiel zu Boden und als er sie aufgehoben, sagte er nachlässig:

„Ich denke, es ist genug, Messieurs!“

„Halt doch —“ rief Clara, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, „halt doch, Graf Haller, wollen Sie mir wol eine Pointe erlauben?“

Der Baron sah sich um.

„Der Tausend! Kind,“ sagte er erstaunt, „Sie wollen spielen?“

„Gewiß, Baron, wenn Sie mir nur die Summe, welche Sie da vor sich liegen haben, überlassen wollen —“

„Gaha! gut, gut, und meinen Platz dazu.“

Sie trat an den Tisch, ergriff die Bannote, auf welche Herr von Stein die pyramide d'or gebaut, und zog sie auf eine Karte.

„Gollah! Prinzessin, es sind das dreihundert Louisdor und eine Note von —“

„Nicht wahr, Baron, Sie überließen mir das Geld?“ Herr von Stein warf einen verlegenen Blick um sich und sagte dann langsam:

„Ja — nun ja, — aber —“ „Herr Graf?“ rief Clara. „Haller zog ab.“ „Sie haben verloren, meine Dame.“ „Ah!“ und sie legte die kleine Hand auf das Geld. „Aber nun, Graf Haller — quite ou double!“ Der junge Mann zuckte zusammen. Er sah erschreckt auf und begegnete dem festen Blicke der jungen Dame, außer der sich Niemand mehr an dem Spiel betheiligte.

„Eh bien!“ sagte er dann und legte entschlossen die Karte um: — „double, Prinzessin!“ „Gut, gut!“ rief sie und es klang wie innere Befriedigung. „Aber noch einmal, Graf Haller: quite ou double!“ Sie hatte ihm geschäftig das Gold hinüber geschoben und einen Ring vom Finger gestreift, den sie an die Stelle desselben legte.

„Double, Prinzessin!“ Ein zweiter Ring folgte. „Quite ou double!“ „Double!“ Die Prinzessin löste ihr Collier.

„Quite ou double!“ „Double!“ Sie legte ein Ohrgehänge auf die Karte und dann das andere. „Quite ou double!“ sagte sie nur immer. „Graf Ernst zog ab, und „Double“ entgegnete er.

Clara blickte um sich. Sie hatte nichts mehr, um es hingeben zu können; die Umstehenden sahen sie ängstlich an; der Baron war bleich geworden, er räusperte sich wiederholt und schien sprechen zu wollen, aber er bewegte nur die Lippen. Die Prinzessin legte einen ihrer zierlichen Handschuhe hin. „Quite ou double!“ Der Graf zögerte einige Augenblicke.

„Sie spielen jetzt um den vierten Theil einer Million, meine Dame!“ sagte er. „Ah — ah! — schon? — gut, es gilt dafür!“ Die Pupillen des Mädchens schienen sich zu erweitern und als das unvermeidliche „Double“ erscholl, biß sie sich auf die Lippe, wie als wolle sie einen Schrei zurückhalten und dann — warf sie den andern Handschuh hin.

„Quite ou double!“ stieß sie angstvoll heraus. „Double!“ Clara athmete tief auf, als sei eine ungeheuerere Last von ihrem Busen gefallen. Sie hob das bleiche, schöne Angesicht. „Meisters!“ sagte sie laut, „Sie sind Zeugen gewesen, daß ich, in Gegenwart meines Vormundes, des Herrn Baron von Stein, eine halbe Million an den Grafen Haller verspielt!“ Der Baron brachte nur einen heiseren Laut hervor. Die Prinzessin aber wandte sich zu dem Grafen.

„Nun, Graf Ernst,“ sprach sie, „da stehe ich nun ärmer denn je und — wollen Sie nicht die launische Göttin noch einmal versuchen, wie sie es da zu Sophien gesagt? — Es ist wahr — ich bin nur ein Weib und will auch nichts sonst sein —“ „Sie haben mich damals nicht verstanden,“ fiel Ernst ein, indem er sich erhob; „ich sagte, ich kenne die Frauen und eben weil ich sie kenne, liebe ich sie und weiß, daß ein Weib doch dem, der es liebt, wahrhaftig liebt, nichts zu Leide thun möchte. Das behaupte ich nun zwar heute nicht mehr; allein daß ich die Frauen gering schätze, vermag ich auch jetzt noch nicht zuzugeben und —“

„Und zum Beweise dessen —“ fragte Clara bange aufblickend. „Zum Beweise,“ entgegnete er, „reichen Sie mir wol die Hand und erlauben, daß ich der Gesellschaft die Mittheilung mache, wir seien quitt, denn — Meisters,“ fügte er lächelnd hinzu, indem doch eine Thräne in seinem Auge glänzte, „Prinzessin Clara ist meine Braut!“

[1622]

Pauline Cuschmann,

der weibliche Spion im nordamerikanischen Kriege, von Emil Heim. *)

Zu Harrisburg in Pennsylvanien, einem sonst durchweg von deutschen Auswanderern bewohnten Staate der Union von Nordamerika, lebte ein reicher Farmer, Namens Cuschmann, mit seiner einzigen Tochter. Pauline war, da ihre Mutter schon früh gestorben, bis zu ihrem 15. Jahre in einem Pensionate zu New-York erzogen worden und dann zu ihrem Vater zurückgekehrt. Ihre Lieblingsbeschäftigung war die Lectüre von Geschichte und geschichtlichen Romanen, welche ihre Phantasie mit den Bildern von Helden und Heldenthaten, mit den Beispielen der Tapferkeit und Vaterlandsliebe füllte. Sie hatte das 18. Jahr erreicht, als die Kriegsurie in den Vereinigten Staaten entseßelt wurde. Der Norden trat in die Schranken für die Freiheit der Neger, denen sich die Südstaaten mit aller Macht der Verweigerung widersetzten, da der Neger das Hauptvermögen des südlichen Pflanzers ausmachte.

Pauline schwärmte mit ganzer Seele für das Princip des Nordens und war begeistert für den Präsidenten Lincoln und dessen Politik. Bis zum Jahre 1864 hatte sie bei ihrem Vater ausgehalten und mit Eifer die Zeitungen studirt; sie kannte die Stellungen der beiderseitigen Armeen, sie wußte die Wichtigkeit der einzelnen Generale richtig zu beurtheilen und zu schätzen. Sherman, welcher in Georgien commandirte, war für sie das Ideal eines Feldherrn und Mannes. Eines Tages beurlaubte sich Pauline von ihrem Vater, angeblich um eine Tante in Washington zu besuchen; der Vater hatte ihren Wünschen nichts entgegen zu setzen, denn er gönnte seinem einzigen Kinde gern diese Freude. Sie reiste ab und schon am folgenden Tage sahen wir sie im Audienzzimmer von Lincoln. Eine Thür öffnete sich und Pauline befindet sich dem freundlichen Präsidenten gegenüber.

„Womit kann ich Ihnen nützlich sein, mein Kind?“ „Herr Präsident, ich schwärme für den erhabenen Krieg, welchen Sie für die Menschenrechte führen und auch ich möchte mein Scherlein dazu beitragen.“ „Das ist sehr edel von Ihnen gedacht, mein liebes Kind, und da werden Sie viele Gelegenheit und Gesellschaften finden, die zu unterstützen das Beste ist, was Sie für das Vaterland thun können.“ „Herr Präsident, nach reiflicher Ueberlegung habe ich einen Weg gefunden, um meinem Vaterlande besser zu dienen, als mit Geld, alter Weinwand und Charpie.“ „Ei, ei, mein liebes Kind! In der That, Sie machen mich sehr neugierig, Sie wollen doch nicht die Rolle der Jungfrau von Orleans hier fortsetzen?“

„Spotten Sie meiner nicht, Herr Präsident, ich bitte Sie. Kurz und gut: senden Sie mich als Spion zum General Sherman; ich ...“

„Höre ich recht? Als Spion zum General Sherman? — Mein liebes Kind! den brauchen Sie nicht auszuspien. Fragen Sie mich über ihn, Ich kann Ihnen über den offenen Sherman Alles berichten, ohne daß Sie deshalb die weite Reise zu ihm zu machen brauchen. Als Spion zu Sherman!“ —

„Herr Präsident, Sie mißverstehen mich; ich biete Ihnen, den Vereinigten Staaten, der Armee des General Sherman meine Dienste an, um den Feind auszuspien, nicht den General Sherman ... behüte Gott! Diesem tapfern General zu dienen ist mein Begehren!“

„Mein braves Kind! Ihr Patriotismus thut mir wohl und danke ich Ihnen herzlich dafür; allein dieser Gedanke ist einer phantastischen Seele entsprungen und nicht allein unausführbar, sondern Ihrem Geschlecht völlig unangemessen. — Spione sind ein notwendiges Uebel — aber dennoch ein Uebel, und denjenigen, welcher den Spion macht, verachte ich aus tiefster Seele.“

Pauline wechselte bei dieser Rede plötzlich die Farbe, jedoch nach kurzem Besinnen erwiderte sie dem Präsidenten, welcher ihrem Vorhaben so entschieden entgegen trat: „Herr Präsident — wir leben in einem freien Staate und mein Entschluß steht fest — mich treibt nicht die Gewinnsucht und Habgier eines Spions, sondern der Patriotismus eines Mädchens, dem es nicht vergönnt ist, mit dem Waffens in der Hand fechten zu können. Muß ich Ihren Schutz entbehren, nun, so werde ich ohne denselben gehen!“

„Mein, bei Gott! Kind, meinen Schutz sollst Du nicht entbehren und den freien Willen eines Bewohners der Vereinigten Staaten zu beschränken, dazu besitze ich weder die Macht noch den Willen, denn die Freiheit ist die Basis unseres gemeinsamen Vaterlandes. Kann denn nichts Dich bewegen, um Deinem Vorhaben abzuziehen, so nenne mir Deine Wohnung und noch heute Abend sende ich Dir einen offenen Brief an General Sherman und an den Capitain des Schiffes „Mayflower“, welches morgen früh 8 Uhr von hier mit Depeschen an General Sherman abgeht und nun erhalte Dich Gott, mein Kind, und behalte es treu im Gedächtnisse, daß der alte Lincoln Dich ernstlich gewarnt hat und Dich noch inständig bittet, dies verwegene Vorhaben aufzugeben. Mein Schutz wird Dir stets zu Theil werden!“

Noch an demselben Abend erhielt Pauline die verheißenen Briefe, von denen der erste lautete:

„Mein lieber General Sherman! Die Ueberbringerin dieser Zeilen, Miß P. Cuschmann, ist Ihnen ganz besonders empfohlen. Hören Sie dieselbe an und können Sie Ihren Wünschen nachkommen, so thun Sie es; können Sie dahingegen sie von ihrem Vorhaben abbringen, so würde mir dies sehr lieb sein. Unter allen Umständen ist dieselbe als unter meinem Schutze stehend dem Ihrigen dringend empfohlen.“

W. d. 1864. Ihr Ab. Lincoln.

Der zweite Brief war an den Capitain des Kriegsdampfers „Mayflower“ gerichtet.

„Mr. Hill! Sie erhalten hiermit den Befehl, Miß P. Cuschmann auf Ihrem Schiffe aufzunehmen und ihr mit der größten Zuverlässigkeit entgegen zu kommen. Sie begleiten dieselbe persönlich in das Hauptquartier des Generals Sherman und berichten mir deren glückliche Ankunft per Telegraph. Miß Cuschmann steht unter meinem ganz besondern Schutze und mache ich Ihnen jede Aufmerksamkeit eines Ehrenmannes zur besonderen Pflicht.“

W. d. 1864. Ab. Lincoln.

Vierzehn Tage nach der Abreise von Washington hätte man Pauline Cuschmann in Begleitung des Capitains Hill die Wohnung des General Sherman im Hauptquartier Atlanta, Georgia, betreten sehen können.

General Sherman, einer der stattlichsten Männer der Armee, blickte allerdings etwas erstaunt auf, als das schöne Mädchen, welches in Begleitung des Schiffscapitains gekommen, ihm gegenüberstand. Er war eben am Schreibtische mit eingegangenen Briefschaften beschäftigt, trat aber sofort, nachdem er seine Briefschaften und Depeschen vom Capitain in Empfang genommen und diesen hierauf verabschiedet hatte, zu der jungen Dame.

„Nun Miß Cuschmann,“ sagte er, „Sie sind mir keine Fremde mehr. Vom Präsidenten bin ich bereits von Allem telegraphisch unterrichtet worden; ich achte Charakterfestigkeit in beiden Geschlechtern und hege zu viel Hochachtung für den Willen jedes selbständigen Menschen, als daß ich es wagen möchte, meine Ueberredungsgabe zu versuchen; daher, Miß Cuschmann, ein einziges Wort: Steht ihr Entschluß fest, ist er reiflich überlegt?“

„Ja! mein Herr General; Gott ist mein Zeuge, daß ich der festen Meinung bin, meinem Vaterlande durch diesen Entschluß dienen zu können; gelingt es mir nicht, so habe ich doch so viel gethan, als ich thun konnte.“

„Nun, Miß Cuschmann, bleiben Sie in meinem Hauptquartier unter meinem Schutze, die weitere Ausführung Ihres Vorhabens wird die Zukunft mit sich bringen; jedoch eine Bedingung: Ich selbst habe den Befehl erlassen, daß keinem weiblichen Wesen gestattet sei, in diesem Hauptquartier zu verweilen, — ich darf daher keine Miß Cuschmann kennen, würde mich jedoch freuen, die Bekanntschaft eines Lieutenant Cuschmann zu machen; ist Ihnen daher diese Verwandlung und der Verlust Ihrer prächtigen Haare zu schwer, so ist es noch an der Zeit, Ihren Rückzug zu machen.“

„General, von meinem Vorhaben kann mich nichts mehr zurückschrecken, am allerwenigsten Ihr Vorschlag; derselbe stimmt ganz mit meinen Wünschen überein.“

„Nun denn, Lieutenant Cuschmann, auf gute Kameradschaft,“ sagte der General, indem er ihr die Hand reichte, „in einer halben Stunde wird Alles besorgt sein.“

In den ersten Tagen wunderte man sich über den schönen, schlanken Lieutenant, doch bald wurde er nicht mehr beachtet; denn er war durchaus nicht umgänglich und schien trotz seiner Jugend dem General Sherman unentbehrlich zu sein, da man selten den Einen ohne den Andern sah. Pauline hatte dem General ihre Pläne mitgetheilt und völlige Billigung gefunden, so daß sie beschloß, schon am ersten Tage ihr gefährvolles Unternehmen zu beginnen. Nachmittags gegen 4 Uhr sah man eine elegante Reiterin in schwarzem Reitkleide das Hauptquartier verlassen und das mit einem Damenpferd besetzte Pferd des Lieutenant Cuschmann besteigen. Niemand hatte sie kommen sehen. Bis an die Vorposten wurde sie vom General selbst begleitet, doch hier verabschiedete sich derselbe und Pauline verfolgte die Straße auf die feindlichen Vorpostenkette; sie vermuthete, den angehalten zu werden, doch ließ man sie mit dem Respect, den der Amerikaner überall für Frauen an den Tag legt, ungehindert passiren. Mit anscheinender Ruhe und Gleichgültigkeit durchstreifte sie das Lager, orientirte sich über Stellung und Stärke

und kehrte dann auf demselben Wege zurück, als habe sie einen nachbarlichen Besuch abgestattet. Mittlerweile war es dunkel geworden und als sie sich der Feldwache näherte, erbot sich der Offizier, sie über die Postenkette zu geleiten. Wer war froher als Pauline; denn jetzt war sie gewiß, Lösung und Feldgeschrei zu erfahren und so geschah es auch: der Offizier wurde angerufen und Lösung und Feldgeschrei ausgetauscht.

Noch an demselben Abend wurde eine größere Recognoscierung vorgenommen und mit dem besten Erfolge gekrönt, da der Feind ohne Blutvergießen überrumpelt worden war.

Nun sah Sherman ein, daß er an Pauline einen unschätzbaren Allirten besitze. Schon seit Monaten hatte sie ohne die geringsten Fährlichkeiten die wichtigsten Nachrichten vom Feind gesammelt und war oft zwei, ja drei Tage fort geblieben, länger nie jedoch da geschah es einmal, daß acht Tage vergangen waren ohne daß irgend eine Nachricht von Pauline eingetroffen wäre. Sherman war in großer Aufregung und hatte seine sämtlichen Kundschafter ausgesandt, um nach ihren Spuren zu suchen. Endlich traf die Nachricht ein, Pauline befinde sich als Gefangene im feindlichen Hauptquartier des General Hood, an Händen und Füßen gefesselt, und durch Spruch des Standgerichts als Spionin zum Tode durch den Strang verurtheilt. Sherman war außer sich. Er sandte sofort einen Parlamentär an Hood ab, protestirte mit Androhung von Repressalien gegen das Urtheil und forderete Pauline's Auslieferung. Gleichzeitig hatte Sherman an Lincoln telegraphirt.

Der Parlamentär kehrte mit der traurigen Nachricht zurück, Hood lasse sich auf keine Verhandlung ein. Sherman war untröstlich, da endlich kam Rath und Hilfe von Lincoln: er hatte des Verprechens, das er der heldenmüthigen Dame gegeben, jetzt in der höchsten Noth nicht vergessen.

Die Depesche lautete: „Lassen Sie den General Hood wissen, daß der General Robert Lee, Sohn des Generalissimus, sich in meinen Händen befindet, und daß ich denselben gegen Miß Cuschmann auszuwechseln gesonnen bin; im andern Falle theilt er das Schicksal des Mädchens.“ Auf mein Wort Ab. Lincoln.

Sofort wurde abermals ein Parlamentär mit der Lincoln'schen Depesche abgesandt. Unwillig und mißrissig empfing Hood denselben; doch kaum hatte er die Depesche gelesen, als er voll Ingrimm aufstumpfte. Er kannte Lincoln — er wußte, daß dieser Wort halten würde, er mußte aus Rücksicht für seinen Freund Lee das verhaßte Mädchen, welches ihm und den Seinen durch ihre fortgesetzte Spionage schon so vielen Schaden zugefügt und dessen sie bisher vergeblich habhaft zu werden getrachtet, freigeben.

Doch welch ein Bild, als sie ins Lager kehrte — welch ein Anblick! Voll Lebensfrische und Lebensmuth vor kaum 14 Tagen hatte das Mädchen der General verlassen; eine Gestalt des Jammers und Glends — mit zerrissenen Kleidern, ohne Fußbekleidung — vor Schwäche sich kaum aufrecht haltend, gebrochen an Leib und Seele — stand sie wieder vor ihm!

Tief bewegt schloß Sherman, der sonst durch alle Schrecken des Krieges abgehärtete, das unglückliche Opfer ihrer Vaterlandsliebe in seine Arme ... Thränen erfüllten die Augen des eisernen Mannes, als das Mädchen unter seiner Berührung zusammenbrach. So lange, unter den Feinden, hatte sie sich mit dem äußersten Maste ihrer Kraft gehalten; aber nun war es vorbei. Ihr Leben war erschöpft. Ein heftiges Hinfallebte raffte sie schon am achten Tage nach ihrer Befreiung dahin.

Ihre Kleider wurden im berühmten Museum Barnum's in New-York gezeigt; sie sind jedoch, wie wir hören, bei dem furchtbaren Brande, welcher dasselbe neulich verhehrte, ein Raub der Flammen geworden. [1631]

Rafael's Tod.

Ein Brief des Kardinals Sibiena an seine Nichte.

„Aus zwiefacher Nacht, in Finsternissen der Erde und der Seele, sende ich Dir diese Zeilen. Den Kranz, den unser geliebter Freund Dir an jenem denkwürdigen Sommerabende lächelnd reichete, den Kranz rother Rosen lege, wenn wir es seitdem geworden, als ein Symbol der Entsagung und des Opfers unter das heilige Kreuz, davor Du täglich betest: denn Deine schmerzliche Ahnung hat sich erfüllt, und Rafael uns verlassen. Du, die ich ihm zur treuen Gesährtin durch ein langes, glückliches Leben bestimmt hatte, bist fürder nur noch Christi Braut ... Seine Feuerseele verzehrte das Irdische; Rafael ist gestorben, um uns nur noch der Anstrebliche zu sein!“

Der heilige Charfreitag war sein Geburtstag, er ist nun auch sein Sterbetag geworden.

So jung, so glücklich scheiden zu müssen! sagen Alle. Aber wenn ich bedenke, was er in der kurzen Spanne von siebenunddreißig Jahren erlebt, was alles er zum Ruhm seiner Kirche und seines Vaterlandes geschaffen hat, erfüllt mich andächtiger Schauer vor dem Menschengeiste. Denn wo verpürkte ich deutlicher den Athem Gottes! ... Siehe auf dem Madonnenbilde, das Rafael vor kurzem für das Kloster zum heil. Sixtus in Vianenza gemalt hat, in die Augen des jungen Heilands. Sie sind vermittelst der Hand, des Pinsels und der Farben gemalt, wie anderes Bilderwerk; aber die Majestät des Himmels blickt Dir aus ihnen entgegen, Du vertieft Dich in sie wie in den Abgrund der Ewigkeit. Wer diese Augen malen konnte, gehörte schon nicht mehr der Erde an. — — —

Daß wir seit drei Tagen das Schlimmste fürchteten, erfuhrt Du aus meinem gestrigen Briefe. Von uns Allen, wol kann ich sagen in ganz Rom, war Rafael selbst allein der Gefasste. Er sprach über Vergangenheit und Zukunft mit ruhiger Klarheit, tröstete uns und machte sein Testament.

Als ich heute kurz vor Sonnenuntergang den Weg von Sr. Heiligkeit nach dem Hause Rafael's ging, war in der Luft solche Fülle gelinden Lichtes und süßester Dürfte, solcher Friede lag über dem feiernden Rom, daß sich die Hoffnung mir in das Herz schmeichelte, und ich mit erhobenem Haupte weiter schritt.

Im Krankenzimmer fand ich den Grafen Valbassare Castiglione, die guten Väter Antonio und Domenico, den Maler Giulio und Andere. Man hatte sein Lager an das Fenster gerückt, das in seiner ganzen Breite offen stand.

War es die Wirkung des gefassten Lichtes oder der nahe Triumph, nie war mir Rafael schöner erschienen, die Hautfarbe war schimmernder, das stinnige braune Künstlerauge größer und glänzender noch als gewöhnlich.

Da ich eintrat, hielt er in der Hand einige Frühlingsblumen, welche er aber entseßelt ließ, als ich ihm von Dir den Rosenkranz überreichte. Er führte das Kreuz an die Lippen und flüsterte Deinen Namen — „Maria!“ ... Seine Stimme hatte einen seltsamen Klang, sie war klar und doch wie ein Hauch. Ich hinterbrachte ihm, was mir Seine Heiligkeit ihm zu

*) Der Verfasser obiger Skizze theilt uns mit, daß dieselbe auf Thatfachen beruhe, welche er im Hauptquartier des General Sherman selbst mit erlebt habe und die, wie er sagt, keinem Amerikaner unbekannt seien.



Rafael's Tomb.

fagen aufgetragen hatte. „Und so, geliebter Rafael,“ schloß ich, „möge Dir die Theilnahme, die der Höchste wie der Niedrigste für Dich fühlt, gleichsam eine Verpflichtung sein, noch recht lange unter uns zu weilen.“

Er lächelte wehmüthig. „Du wirst, Du mußt es,“ ergriff Castiglione jetzt das Wort. „Bedenke, welche Sehnsucht Du durch das Vollbrachte nach dem künftigen in uns erwecktest. Denke an Deinen Lieblingsplan, das klassische Rom mit seinen Marmorpalästen und Tempeln, Triumphbogen und Bildsäulen aufs Neue aufzubauen!“

„Ja, das wollte ich,“ erwiderte er, „und hätte mich Gott länger leben lassen, mir wäre es gelungen.“

„Sprichst Du doch,“ erwiderte ich mit sanftem Vorwurf, „als ob Du nun und nimmer genesen wollest.“

„O Vater,“ sagte er, „mir wird die Trennung nicht leicht. Könnte ich Euch die Sehnsucht schildern, die mich zuweilen erfaßte, den scheidenden Tag zu halten. Wie sog meine Seele an dem letzten Sonnenstrahl, der auf dem letzten Hügel zauderte. Wie schön ist die Welt, wie schön das Menschenangeßicht! Und nun für immer davon Abschied nehmen, schlafen zu müssen, ohne die Hoffnung auf morgen!“

„Geliebter,“ versetzte ich, „vergiß nicht, daß heute der Erbfürst starb, damit wir aus diesem Erdentringen zum ewigen Tage eingingen.“

„Wie könnte ich sein vergessen,“ erwiderte er, „von dem ich Alles habe! ... Aber,“ setzte er leise hinzu, „auch das Ringen war schön.“

Eine Weile wurde es still. Castiglione hatte seine Hand ergriffen. Rafael jedoch blickte durch das offene Fenster nach den jenseitigen Hügeln, denn der Tag starb dahin, und nur auf den Höhen noch war ein sanftes Glühen. Dann wanderte sein Blick — und offenbar war es auch der Gang seiner Gedanken — von der Erde am violetten Himmel empor, wo der Abendstern, wie ein Bote des Jenseits, niedergrüßte.

„Ich werde Dante sehen,“ sagte er plötzlich.

In diesem Augenblicke zog einer der Anwesenden den Vorhang von Rafael's letztem Bilde, das dem Lager gegenüber an der Wand stand, zurück. Es ist, wie Du weißt, ein Altarblatt mit der Verkörperung Christi ... Der Anblick des unsterblichen Werkes und sterbenden Meisters, des Gemäldes Gegenstand, wie alle die anderen beziehungsreichen Vorgänge überwältigten uns, und wir schluchzten laut.

Rafael dann begannen sich die Züge Rafael's zu verändern; er sprach noch, aber mühsam und ohne Zusammenhang, wenn auch Bedeutungsvolles. Zweimal hörte ich ihn das Wort Platon's sagen: „Schön ist der Kampfpfeil und groß die Hoffnung.“ Auch Dich wählte er jetzt zugegen und bat, Du möchtest Deine Hand auf seine Stirn legen ... Der Maler Giulio warf sich am Lager hin und schrie zuweilen vor Seelenschmerz; ich aber hieß die Anderen mit mir niederknien und für den Sterbenden beten.

Noch einmal richtete sich Rafael, von zweien unterstützt, empor und sah mit weit geöffneten Augen in das Leere. „Von woher leuchtet diese Sonne?“ flammelte er.

„Rafael!“ rief ich und streckte beide Hände nach ihm aus. „Erkennst Du mich? wie fühlst Du Dich?“

Eine Weile schien es, als ob er mich nicht mehr gehört habe, dann jedoch flüsterte er — und der friedeselige Ausdruck seines Gesicht's trug des Todeskampfes bezeugte sein Wort! — „Glücklich ...“

Nach diesem sagte er nichts mehr, sondern kämpfte schweigend den letzten Kampf.

Es war völlig Nacht geworden, als eine Stimme die lange feierliche Stille brach und es aussprach: Rafael ist todt.

[1630]

Sommer-Musik.

Von H. Ehrlich.

Die Concertsäle sind geschlossen, Virtuosen und Componisten feiern, das große Concert der Natur hat begonnen, der herrliche Saal ertönt von himmlischen Accorden. Der oberste Harmonien-director hat einem jeden Mitspieler seines Orchesters den Part in bestimmtester, unabänderlicher Weise vorgezeichnet, es wird nie falsch gesungen, nie „daneben“ gegriffen, jede Stimme wirkt zu gleicher Zeit für sich und für das harmonische Ganze, Zukunft ist hier Gegenwart, diese wie die Vergangenheit immer neu, immer entzückend. In diesem Concerte wird die Bedeutung der Musik oft erst recht klar! Denn die Betrachtung der Natur regt jene Empfindungen an, die Worte vergeblich zu schildern versuchen, die nur die Musik wieder hervorruft. Wenn ich von Betrachtung der Natur spreche, so meine ich selbstverständlich nicht die auf den sogenannten Landpartien, wo man eine Stunde spazieren geht und zwei Stunden ist — sondern die, welche man auf einsamen Spaziergängen, oder mit wenigen gleichgesinnten und gleichgestimmten Personen unternimmt, die alle in Bewunderung der Herrlichkeiten sich gegenseitig aufmuntern. Wer je in dieser Weise durch den Wald gewandelt ist, in jener eigenthümlichen belebten Stille, wo die Bäume bald sich zu einer grünen Halle zu schließen scheinen, dann wieder dem Blide die Aussicht auf herrliche Wiese gönnen, wo die Brust mit Wonne die freie Luft einathmet, der Geist sich immer freier fühlt, sich immer weiter entfernt von irdischen Störungen: über den kam gewiß eine Stimmung, deren Erinnerung nur die Musik wach zu rufen vermochte. Denn wol haben große Dichter den Eindruck der Natur mit großen Gedanken in Verbindung gebracht, wie Göthe in „Wanderers Nachtlied“, besonders aber Schiller in seiner wunderbar schönen Elegie „Der Spaziergang“; aber jene Stimmung, in welcher eigentlich nicht Gedanken, sondern ein unbeschreibliches Wogen der Empfindung vorherrscht, haben nur die großen Musiker in Tönen wiedergegeben. Ich will von der Pastoral-symphonie Beethoven's nicht sprechen, sie ist allbekannt — aber da ist noch eine Stelle in einer andern Symphonie — am Ende des ersten Satzes der A-dur (siebenten) Symphonie — die Wäse wiederholen immer ein und dieselbe geheimnißvolle Phrase im Pianissimo — eine einzige kurze Antwort ertönt oben zuerst von der Flöte, dann in erweiterter Form von der Violine, so geht es in rhythmischer Steigerung weiter, bis im jubelnden Fortissimo das ganze Orchester erbraust — entzückt laufen wir diesen Tönen, sie erklingen immer wieder in der Phantasie — sie erwecken keine bestimmte Vorstellung, bis wir endlich unwillkürlich in unserer Phantasie irgend eine Wald- oder Felsenpartie erblicken, vor der wir einst bewundernd gestanden haben, und siehe da! dieselbe Empfindung, die uns damals erfüllte, sie erfüllt uns, als wir jene Stelle der A-dur-Symphonie hörten. Ja, in solchen Momenten erscheint im vollen Glanze die göttliche Macht der Tonkunst, die Schiller so wunderbar beschrieb:

„Wie in den Lüften der Sturmwind saust, Man weiß nicht von wannen er kommt und braust, Wie der Duell aus verborgenen Tiefen — Also des Sängers Lied aus dem Innern schallt Und weckt der dunklen Gefühle Gewalt, Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Wenn die Neben blühen, dann regt sich der Wein im Fasse, und wenn die Stimmen der Natur erwacht sind, dann fühlt der wahre Musiker die Musik erst recht im Herzen, dann wird sie ihm wahres Seelenbedürfnis, schönster Theil seines Seins — sie ist dann nicht mehr die Quelle des Erwerbs, um den er Manches dulden, Manches opfern muß, nicht mehr Mittel zur Befriedigung des Ehrgeizes, der gar manchen Besseren treibt, die Wahrheit des innern Lebens gegen die schimmernde Lüge des Salons umzutauschen — und sowie die Menschen, welche die Frische ihrer Gefühle bewahrt haben, hinaus flüchten ins Freie, aus den dumpfen glänzenden Sälen, so flüchtet er von der Concertmusik zu der, die ihm reine Freude, innere Befriedigung gewährt.

Ich habe absichtlich „Musiker“ gesagt, und nicht „Künstler“; denn dieses Wort trägt den Begriff des höhern Berufes in sich, wie etwa „Virtuose“ den des höhern Handwerks, während das der Ausdruck „Musiker“ eine allgemeine Anwendung finden kann. Man darf bedenken, der die schöne Tonkunst im Herzen trägt, und sie mit Verständnis pflegt, wenn er es in der Ausführung auch nicht zur Meisterschaft gebracht hat, einen Musiker nennen, und so wird denn jede meiner freundlichen Leserinnen, die weder Künstlerin sein kann, noch Virtuosa sein will und doch der Muse huldigt, „die allein die Seele ausspricht“, mir erlauben, daß ich sie zu den Musikern zähle, und ihr meine Meinung mittheile, wie man im Sommer Musik pflegt, und sie zu den Freunden des Hauses, zu den reinsten Genüssen innern Lebens heranzieht.

Um Musik mit und zur Freude auszuführen, bedarf es vor Allem der richtigen Stimmung und daher auch jener Schöpfungen der Tonkunst, die geeignet sind, die Stimmung zu erhalten. Man kann manchmal ein brillantes Stücklein nach vielem Ueben so weit „in den Fingern haben“, daß man es bei jeder Gelegenheit und ohne besonders „disponirt“ zu sein, mit einiger Sicherheit des Gelingens vortragen mag im Kreise jener Besucher, die nie ermangeln der musikalischen Hausfrau oder Tochter Complimente über ihr „charmanten Talent“ zu sagen — aber zu musizieren, daß es innere Befriedigung gewähre, daß es dem vertrauten Kreise der Familie und den wahren Freunden der Kunst zur Freude gereiche, dazu bedarf es der Stimmung und der Compositionen, die nicht allein das Ohr angenehm treffen, sondern auch das Gefühl antegen.

Die Vorbereitung zur Ausübung der Kunst ist von höherer Bedeutung, als gar Viele denken. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob man ein Schubert'sches oder Schumann'sches Lied singt, nachdem man im Ballet gewesen ist oder nachdem man ein Schauspiel von Göthe, Schiller oder Lessing gesehen hat; ob man ein Beethoven'sches oder Mozart'sches Adagio spielen soll entre deux tasse de thé, während einer Conversation im Salon oder nach einem Spaziergange im Garten; und nicht die Helden der Tonkunst allein verlangen, daß man an ihre Werke mit Wärme und Sammlung herantrete, auch die besseren Vertreter jener Gattung, die man als „Salonmusik“ bezeichnet: Chopin, Heller u. A., wenden sich ab von dem, der leichtfertigen Sinnes ihre kleineren, aber hochpoetischen Stücke mit bloßer äußerlicher Eleganz herunterzuspielen versucht, wie man wol eine Possische oder Rosselische Phantasie oder eines jener zahllosen ephemeren Erzeugnisse herunterspielen kann, die mit tönendem Titel „Réverie, Une fleur, Toujours à toi“ eine kurze Spanne Zeit in der Welt herumsummen und dann spurlos verschwinden.

Ich möchte also, daß die freundliche musikalische Leserin, um sich recht musikalisch zu stimmen, Alles anwende, was den Geist an- und nicht aufregt, Alles vermeide, was ihn zerspreut; und ich behaupte, daß nichts den Geist so sehr musikalisch stimmt, als gerade die Anschauung der Natur — nur diese erzeugt jene unbestimmbaren Eindrücke, jenes eigenthümliche Sehnen und Ahnen, das der Musik innerstes Wesen ist — jenes Sehnen nach Harmonie, die im Drange des Lebens so oft schwindet und nur im Naturleben wieder zu finden ist, weil dieses in all seinen Erscheinungen, im tosenden Sturm wie in stiller klarer Mondnacht, in der starren Winterlandschaft wie im bunten Blüten des Frühlings immer das schönste gleichzeitige Wirken verschiedenartiger Elemente zeigt, wie es andererseits wieder die Musik in der Melodienfülle, der gleichzeitigen freien Entwicklung mehrerer selbständiger Stimmen zeigen kann. Ja! im Befreunden mit den Schönheiten der Natur — und geschehe es auch nur durch einen Morgenspaziergang im Garten — liegt ein wunderbar wirksames Mittel zur Erzeugung musikalischer Stimmung — und wahrlich! das Entstehen mancher Beethoven'schen Symphonie wird erst recht begreiflich, wenn man sich erinnert, daß der große Meister seine schönsten Inspirationen, seine großartigsten Motive auf den einsamen Wanderungen in den Wäldern bei Baden und im Felsenthale der Brühl, jenen schönen Punkten der Umgebungen Wiens, gefunden hat.

Nach den Naturschönheiten kenne ich kein besseres Mittel eine musikalische Stimmung zu erwecken, als das Lesen unserer deutschen Dichter — freilich darf man nicht solch große Werke lesen, die für sich allein schon das ganze Vertiefen des Geistes verlangen; noch mehr würde ich gegen jene Gedichte rathen, in denen das Weltwehprinzip zum Ausdruck kommt, bei denen es doch meistens auf die Verherrlichung des eigenen Autor's hinausläuft, und das zuletzt, wenn es nicht von der titanischen Kraft eines Byron getragen ist, nur verstimmt wirkt; ich halte die Unmittelbarkeit und Frische der Anschauung und der Empfindung, wie sie in den Gedichten unserer beiden Größten, dann aber auch in den herrlichen Werken Chamisso's, Rückert's, Uhland's überall zu finden ist, für besonders geeignet, musikalisch zu stimmen; sie wirken wohlthätig auf den Geist und verleihen ihm Sammlung und Spannkraft.

Ist nun die freundliche Leserin, die wir zu den Musikern rechnen, einmal in der richtigen musikalischen Stimmung, füllt sie sich so gesammelt, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Stück, das sie vortragen soll, concentriren kann, so muß sie auch besorgt sein, die richtige Wahl zu treffen — das Leere wird sie leicht vermeiden, weil dies durch jede wahre Stimmung von vornherein ausgeschlossen ist — aber sie soll auch nicht jene Tondichtungen hervorheben, deren Form und Inhalt nur durch ganz vollendete technische Ausführung zur Geltung gelangen können, deren Vortrag also als ausschließliches Recht des Künstlers vom Jache zu betrachten ist. Ich will hiermit nicht etwa sagen, daß sie dieselben gar nicht spielen, gar nicht versuchen solle, sie kennen zu lernen, und ihre wunderbaren Schönheiten zu ergötzen; ich will nur feststellen, daß sie jene Tondichtungen nicht zum Vortrage vor Anderen wähle. Es sind ja so viele herrliche Schöpfungen von Haydn, Mozart, Beethoven, Bach, Händel, Schubert, Weber, Schumann, die bei mittlerer technischer

Schwierigkeit, schon durch verständigen und gemüthvollen Vortrag wirken und welche dabei dem Verständnisse jedes gebildeten Zuhörers nahe liegen; es ist also jedenfalls rathsam, in der Familie und im vertrauten Kreise nur solche Stücke zu wählen, die eben zur allgemeinen Freude gereichen.

Ich kann hier nicht umhin, in Bezug auf die Wahl der Stücke den Rath ertheilen, daß sich die Leserin nicht durch eine große Vorliebe für die „klassische“ Musik bewegen lasse, nur der Vermächtnisse der großen Tonherrscher ihre Aufmerksamkeit um ihre Studien zuzuwenden; sondern daß sie sich, sei es nun in Beihilfe ihres Lehrers, sei es durch eigenes Bemühen, auch in den Erzeugnissen der Neuzeit bekanntmache. Man liest doch neuer Gedichte und Romane, man geht doch ins Theater, um dort stundenlang die erste Aufführung eines neuen Stückes mit großer Aufmerksamkeit zu verfolgen — warum soll man denn gerade in der Musik nur an bereits von der Zeit Geheiltem haften, warum scheut man die Mühe, eine Viertelstunde auf das Durchlesen einer neuen Sonate oder eines andern Werkes vielleicht noch unbekannter Componisten zu wenden? Freilich liegt sich ein neues Buch leichter, und die drei Stunden im Theater schweben vorüber, während daß die Prüfung einer neuen, etwas schwierigen Composition immer viele Mühe verursacht — dennoch ist der Lohn dieser Mühe ein so schöner, daß ich wol rathen möchte, sie nicht zu scheuen. Manche Lehrer wagen es nicht, den Schülerin erste Stücke von neueren Componisten vorzuführen, weil jenen Antipathie gegen Musik die nicht „klassisch“ ist, d. h. nicht einen alten Namen trägt, kennen und fürchten; wir bitten daß alle jene jungen Damen, die mit unserem Artikel bisher einverstanden waren, entweder ihre Lehrer aufzufordern, daß sie ihnen die bessern Compositionen von Brahms, Kirchner, Gerstheim, Jensen, Rubinstein u. A. vorführen, oder daß sie selbst sich die Mühe nehmen, die Stücke kommen zu lassen und nach eigener Prüfung wählen. Ja, wie viele Compositionen selbst der berühmtesten Componisten, Chopin, Heller, Schumann, Schubert sind noch wenig oder gar nicht bekannt? Man begegnet fast überall denselben Mazurken von Chopin, denselben Phantasienücken von Schumann — fast nie den Impromptus von Schubert, oder die Humoreske von Schumann. Ich könnte hier eine ganze Reihe solcher Stücke der bedeutendsten Componisten anführen, weil ich nicht fürchten müßte, weitläufig zu werden. Vielleicht ist es mir ein anderes Mal möglich, auf diesen Punkt zurückzukommen, für heute will ich nur Folgendes noch der Betrachtung empfehlen: Wie der wahre Naturfreund nicht blos an den hohen Alpen und an weiten Seen Freude hat, sondern sich am Anblick eines schönen Gärtchens, ja eines blühenden Lindenbaumes ergötzt, also darf der wahre Musiker nicht das Große allein suchen, er soll auch das Schöne, das sich im kleinen Rahmen bietet, schätzen und genießen.

Zum Schluß noch wenige Worte an die Familie, an den vertrauten Kreis der Zuhörer, die sich erfreuen wollen an dem Vortrage der jungen Freundin: Es genügt nicht, daß der Musiker in der wahren musikalischen Stimmung sei, sie muß auch erhalten werden, durch äußere Ruhe, durch die Aufmerksamkeit derer, denen er sein Talent weicht — ihre Pflicht ist es, jede Störung von ihm fern zu halten. Die Art und Weise wie dies zu geschehen hat, kann ich ruhig der Kunstliebe und dem feinen Gefühl aller Jener überlassen, die meinen Zeilen bis hierher ihre Theilnahme geschenkt haben. [1632]

Die Cholerafurcht und die Ansteckung.

Es ist vielfach darüber gestritten worden unter den Aerzten ob die Cholera eine ansteckende Krankheit (contagiosa) sei, oder ob gewisse Veränderungen der Luftbeschaffenheit ihre Verbreitung bedingen (miasmatisch). Viele Thatsachen: so, daß sie bei ihrem Auftreten gleichsam gewisse locale Herde innehielt, sprechen für erstere, ihr sprungweises Auftreten über ganze von der Seuche freie Länder hin für letztere Ansicht; die Erfahrung wiederum, daß der intime Verkehr mit den Kranken keineswegs zum Erkranken besonders disponirt gegen erstere, die Beobachtung, daß in demselben Orte Straßen, ja Stadttheile, welche dicht neben solchen, die von der Seuche heimgesucht waren, frei blieben, gegen letztere Ansicht.

Wir ständen also wiederum vor einem Räthsel; die Maßregeln unseres Verhaltens ließen sich bei so widersprechenden Erscheinungen nicht bestimmen.

So schlamm ist es aber doch nicht. Vielmehr haben die unermüdbaren Forschungen der Wissenschaft, namentlich des berühmten Münchener Chemikers Pettenkofer dargehan, daß die Cholera eine ansteckende Krankheit ist und zwar, daß die Uebertragung der Krankheit durch die Ausleerungen der Kranken geschehe. Diese also sind die Träger des Ansteckungsstoffes, jedoch nicht in der Art, wie dies bei anderen ansteckenden Krankheiten, z. B. den Pocken der Fall ist, daß sie ein direct wirkendes Gift enthalten, welches sich auf andere Menschen überträgt, sobald sie damit in Berührung kommen, oder das sich willkürlich übertragen läßt. Es gehört vielmehr dazu, daß die giftige Eigenschaft der Ausleerungen in die Erscheinung treten, eine Art von Gährung in ihnen selbst. Diese kann allerdings bereits im Darm der Kranken stattfinden und wird es meistens in denjenigen Fällen, wo die ausgebildete Krankheit allen Heilbestrebungen trotzend mit der ihr eigenthümlichen Heftigkeit ihrem Endziel, der Zerstörung des organischen Lebens, durch die unzähligen Ausleerungen nahe ist; sie kann sich aber auch erst nach mehreren Tagen vollenden und dies wird der Fall sein bei den Ausleerungen derjenigen Kranken, welche nur am Cholera-Durchfall leiden.

Die Ausbreitung der Seuche geschieht nun meistens in der Weise, daß sie mit den Ausleerungen des Kranken beschmutzten Sachen, wie Kleider, Leibwäsche, Betten verschleppt werden, oder daß die Ausleerungen in den Abtritten, auf dem Erdboden, wosin sie geschüttet werden, die zur Entwicklung des Giftes nothwendige Gährung eingehen und von hier aus die Luftschicht über ihnen, oder das Wasser, welches mit ihnen in den Erdboden dringt, inficiren. Es ist sicher, daß gerade der letztere Weg der Verbreitung am günstigsten ist.

Diese Thatsachen erklären, daß einzelne Häuser, ja einzelne Stocwerke, bei gesunder Umgebung gleichsam inficirte Inseln bilden, daß Personen, welche nie mit Cholerafranken in Berührung gekommen sind, aber ihre Wäsche gereinigt haben, bald darauf von der Seuche befallen werden, daß ein mit Cholera-Durchfall Befasteter, selbst nur auf der Durchreise, die Cholera da, wo er verweilt hat, hinterlassen kann.

Wenn wir sonach die Ansteckungsfähigkeit der Cholera nicht leugnen können, so haben wir sie doch auf ein gewisses Maß zurückführen müssen und gerade in dieser Beschränkung wird es nicht schwer, mögliche und wirksame Schutzmittel gegen die Ansteckung in Vorschlag zu bringen und der mit gestaltlosen Schreckbildern sich quälenden Phantasie der Cholerafurchtsamen ein Trostwort bieten zu können.

Für die Verbreitung der Cholera durch Ansteckung müssen aber noch gewisse Hilfsursachen hinzutreten, die ihre Steigerung zu einer Epidemie möglich machen. Man hat in dieser Beziehung die Witterungsverhältnisse, die mehr oder weniger electrische Spannung der Luft beschuldigt, allein beide haben nur einen höchst zweifelhaften Einfluß auszuüben vermocht. Von größerer Bedeutung ist in dieser Beziehung die Krankheitsconstitution, d. h. das zeitweise Vorherrschende bestimmter Krankheitsgattungen. Für die Cholera ist es die Geneigtheit zu Magen- und Darmkrankheiten, bei zu anderen Zeiten wirkungslos vorübergehenden Veranlassungen. Am wichtigsten endlich ist die Bodenbeschaffenheit, auf welcher unsere Wohnstätten erbaut sind.

Es würde zu weit führen, die Details der darüber gemachten Forschungen darzulegen; nur so viel sei hier erwähnt, daß durchweg felsiger Boden keine Geneigtheit hat, die Cholera sich in seinem Gebiete einbürgern zu lassen, daß dagegen alle diejenigen Orte eine Empfänglichkeit haben, wo das Grundwasser so hoch steht, daß es mit den Fundamenten der Gebäude in Berührung tritt und namentlich da, wo es in muschelförmigen, durch feitere oder undurchlässige Erdschichten eingeebneten, Vertiefungen gleichsam in einer kleinen Abtheilung des unter der ganzen Erdoberfläche verbreiteten Wassers abgeschlossen ist.

Diese Hilfsursachen der Ausbreitung einer Choleraepidemie werden allerdings nicht von einzelnen Privaten beseitigt werden können; es wird immer die Thätigkeit der Staatscommunalbehörden und Corporationen angerufen werden müssen. Wir haben sie aber auch nicht deshalb erwähnt, sondern einmal nur der Vollständigkeit des Bildes wegen, andererseits um der philanthropischen Thätigkeit, an der ja bei hereinbrechenden Seuchen so gern das weibliche Geschlecht sich betheiligt, die Richtung anzugeben, in welcher sie neben der Befriedigung ihres humanen Wohlthätigkeitssinnes die eigene Sicherheit wie die der Gesamtheit zu finden vermag. Die Philanthropie wird daher vorzugsweise ihr Augenmerk auf die ärmeren Volksklassen richten müssen, welche in dumpfen Kellern und Souterrains ihre Wohnung aufgeschlagen haben; sie wird sich nicht allein durch zweckmäßige Speisen, Kleidung und Brennmaterial unterstützen müssen, sondern auch darauf zu sehen haben, daß durch sorgfältige Lüftung und Reinigung die Anhäufung verdorbener Luft gerade in solchen Localen vermieden werde; kurz sie wird dafür sorgen müssen, daß diesen Klassen die Möglichkeit geboten werde, gesundheitsgemäß leben zu können.

Wir haben also nach dem Gesagten eine Menge Mittel und Wege, um dieser Seuche entgegenzutreten, und mit dieser Erkenntniß wird auch die Cholerafurcht sich vermindern.

Es erübrigt noch, einige Rathschläge für die Einzelnen zu geben.

Wollen furchtsame Menschen einen Ort verlassen, der von der Cholera befallen ist, so mögen sie es thun, aber nur in der ruhigen Entschliessung, daß sie eine Ortsveränderung für rathsamer halten als ihr Verweilen, nicht aber dann, wenn sie von innerer Seelenangst gepeinigt werden oder gar etwa ein körperliches Unwohlsein empfinden, das mit der Cholera in ursächlichem Zusammenhange steht, also z. B. an Diarrhöe leiden. Es würde ihnen ein solche Flucht dann wenig nützen, ja sie würden durch die Anruhe und Aufregung eines Aufenthaltswechsels, wie die Fälle so oft beobachtet sind, den Fortschritt der Krankheit beschleunigen, während sie in einem vernünftigen diätetischen Verhalten (wie wir es auf S. 39 des laufenden Jahrgangs des Bazar beschrieben) und baldiger ärztlicher Behandlung eine fast sichere Hilfe gefunden haben würden.

Man achte ferner auf die Ausleerungen der selbst nur an Cholera-Diarrhöe Leidenden und desinfizire sie jedesmal und so gleich durch eine Mischung von einem Theil Eisenvitriol und acht Theilen Wasser; man reinige die Leib- und Bettwäsche der Kranken, indem man sie bei dem Wechsel sofort in ein Gefäß, das mit Chloralkali-Lösung angefüllt ist, wirft und dort vor einer Reinigung durch Menschen vier und zwanzig Stunden liegen läßt; man verbrenne bei schon schwerer Erkrankung die von ihnen benutzten und verunreinigten Kleider und Bettwäsche, und unterwerfe den Inhalt der Betten auf längere Zeit der Siedehitze; man sorge endlich dafür, daß die Luft des Krankenzimmers möglichst erneuert wird und daß die exacteste Sauberkeit in demselben herrscht.

Behält man dies Alles im Auge, und befolgt es je nach Lage des Falles, dann wird auch dem Laien die Cholera nicht schrecklicher erscheinen, als irgend eine andere Krankheit und er wird in der Befolgung dieser Rathschläge selbst das beste Mittel finden, die „Cholerafurcht“ zu tilgen, die an sich eine Hilfsursache ist, um den Einflüssen dieser Seuche bei sich Eingang zu verschaffen.

[1626] Dr. Otto Schraube.

Die Frauenarbeit und der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Von Professor Dr. Fr. von Holtendorff.

(Schluß.)

II. Als zweites Mittel zur Erreichung der Vereinsprojecte kommt in Betracht:

Die Beförderung von Lehranstalten zur Heranbildung der Frauen für einen gewerblichen oder kommerziellen Beruf. Solche Unterrichtsinstitute bestanden schon in verschiedenen Städten Deutschlands, ehe in Berlin der neue Verein begründet wurde. Aus Veranlassung des dritten schlesischen Gewerbetages waren in Breslau Unterrichtscurse in der Buchführung für Frauen eröffnet worden. In Leipzig besteht eine Handelsschule für Mädchen, denen bei ihrer Entlassung vortheilhafte Stellungen gewährt werden. In Queblinburg wurde eine Anstalt von einer Frau errichtet, die eine Ausbildung in den Verrichtungen der Wirtschaftsführung erteilt. Berlin war somit im Rückstande geblieben. Im gegenwärtigen Augenblicke besitzt die Hauptstadt Preussens zwei unter der Aufsicht des Vereins stehende Erwerbschulen für Frauen, von denen die eine, vom Lehrer Lohff eröffnete, in einem kürzern Course die notwendigen Kenntnisse im kaufmännischen Rechnen, in der Buchhaltung u. s. w. zu vermitteln strebt, die andere, von Dr. Clément seit dem April d. J. begründet, in einem zweijährigen Course eine vollständige Ausbildung in den Handelswissenschaften und den damit verwandten Zweigen sprachlicher und naturwissenschaftlicher Bildung erteilt. Je nach den Ansprüchen, welche man an die Zukunft stellt, wird man zwischen einer mehr äußerlich technischen und einer gründlicher angelegten wissenschaftlichen Bildung zu wählen haben. Bei dem Institute des Dr. Clément, welcher übrigens gleichfalls neben der zweijährigen Bildungsperiode einen kürzern einjährigen Course darbietet, ist namentlich die selbständige Befähigung zur

Begründung eigener Handelsgeschäfte ins Auge gefaßt. Bedenkt man, daß einzelne Geschäfte, wie der Handel mit Posamentier- und Tapissierewaren, mit eingemachten Früchten und Gemüsen, mit Blumen, mit Wäsche und Leinwandwaren im natürlichsten Zusammenhange mit den von Frauen vorzugsweise betriebenen und für sie besonders geeigneten Arbeitszweigen steht, so unterliegt es keinem Zweifel, daß durch eine kommerzielle Ausbildung Mädchen und Wittwen, die über kleine Capitalien verfügen, der Weg zu einer gesicherten Existenz eröffnet wird. Aber auch innerhalb der Familien der handeltreibenden Klasse vermögen Töchter und Frauen durch Mitarbeit an den Geschäften der Buchführung, durch bessere Kenntniß der Waaren sich nützlich zu erweisen. Sie werden miterwerben und mitsparen, Einsicht gewinnen in den Stand des Vermögens, rechtzeitig erkennen, was sie vernünftigerweise verbrauchen dürfen — sie werden warnen, wo die Schwäche oder Nachgiebigkeit des Hausvaters straucheln könnte. Viele von den Kenntnissen, welche im Institute des Dr. Clément gelehrt werden sollen, die Darstellung der wichtigsten Waaren und Muster, festes und sicheres Rechnen, die Anweisungen über Aufbewahrung und Erhaltung verderblicher Sachen, die Mittel, stattgehobte Fälschungen zu erkennen, würden übrigens jeder Hausfrau zum größten Nutzen gereichen und zum Wohlbestehen der Familie — (und Andrer!) — bei weitem mehr beitragen, als eine aus Conventen, aber ohne Talent angeknüpfte Bekanntschaft mit dem „vielbesaiteten Lautebock“.

III. Eine dritte Aufgabe, welche sich der Verein gesetzt hat, besteht in der Nachweisung gewerblicher Lehrgelegenheiten und Vermittlung der Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmerinnen, soweit nicht durch bestehende Anstalten bereits genügende Fürsorge dafür getroffen ist. Erfreulich ist es, daß dem Verein in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits zahlreiche und vortheilhafte Anerbietungen für gewerbliche Ausbildung und Beschäftigung weiblicher Personen zugegangen sind.

Man macht dabei die Entdeckung, daß es an geschickten Arbeiterinnen vielfach fehlt und daß im Verhältnisse zum Lebenslohn, das augenblicklich so sehr überfüllt ist, manche leichte Handarbeiten einen viel höheren Gewinn abwerfen als Nähen und Stricken. Freilich wird einige Zeit vergehen, ehe die Frauen von den gleichsam fatalistischen und durch Tradition überkommenen Nadelarbeiten ablassen, die dargebotenen Vortheile ergreifen und den Gedanken fassen, daß auch sie nach ihrer Reigung zu wählen haben, daß ihnen verschiedene Möglichkeiten bleiben und sie auf sich selbst achten dürfen, um zur Einsicht über ihre Fähigkeiten zu gelangen. Allein gerade das Beispiel Englands, über dessen Bestrebungen der Stadtgerichtsrath Dr. Eberly am 13. December v. J. im Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen einen höchst lehrreichen Vortrag hielt, berechtigt zu der Hoffnung, daß die allerdings große Macht der Gewohnheit auch bei uns der bessern Einsicht weichen wird und daß viele intelligente Mädchen sich der dargebotenen Anleitung zu geistig anregender und fruchtbringender Arbeit nicht entschlagen werden. Viele Lebensverhältnisse werden — sobald einmal das Verständniß für die den Frauen eröffneten Aussichten gewachsen, auf eine bessere Entwicklungsbahn gelenkt werden. Ein unerträglicher Zwang und kleinliche Laune, Mißvergnügen und Unzufriedenheit lassen manches Mädchen in der Stellung als Gesellschafterin verkümmern. Gerade solche Lebensverhältnisse, wo persönliche Uneinigkeit fast alles unter den Theilhabenden entscheidet, werden zur schrecklichen Tyrannei, sobald einmal der heut zu Tage naheliegende Argwohn Platz greift, daß es der Zwang war, der eine Verbindung solcher Art einleitete, daß der eine oder der andere Theil, der freien Wahl des Berufes beraubt, sich alles gefallen lassen muß.

IV. Einen vierten Punkt unter den vom Berliner Verein vorgeesehenen Bestrebungen bildet die Begründung von Verkauf- und Ausstellungslokalen für weibliche Handarbeiten und künstlerische Erzeugnisse. Wie wünschenswerth es ist, den Frauen, insbesondere solchen, die geeigneter Rathgeber ermangeln, eine Gelegenheit darzubieten, ihre Arbeitsergebnisse dem wirklichen Werthe entsprechend zu veräußern, ist sicherlich wenigen entgangen, die sich mit den Angelegenheiten arbeitender Frauen beschäftigt haben. Eine Verkaufshalle, deren erste Einrichtung gegenwärtig in Berlin bereits getroffen ist und anderwärts leicht getroffen werden kann, befreit manche Frauen von der für sie drückenden, für den arbeitgebenden Geschäftsinhaber unumgänglich nothwendigen Strenge der Ablieferungspflicht und gewährt, sobald einmal die Theilnahme des Publikums eine regere geworden ist, die Aussicht auf einen Theil jenes Gewinnes, den gegenwärtig der Arbeitgeber zieht. Bei einigermaßen günstigen Erfahrungen wird es sogar möglich sein, auf leicht verkäufliche Gegenstände einen Vorstoß zu erteilen und damit die Schwierigkeit zu umgehen, welche darin liegt, daß heut zu Tage die für künftigen Lohn arbeitenden Frauen nicht auf Credit verkaufen können, sondern unmittelbar Zahlung verlangen müssen. Zur Schonung solcher, die sich von ihren Verurtheilten nicht losagen können, ist übrigens bestimmt, daß die Namen derjenigen, welche ihre Arbeiten der Verkaufshalle zur Ausstellung oder Veräußerung überbringen, auf Wunsch verschwiegen werden müssen.

V. Im Zusammenhange mit den bereits dargelegten Gesichtspunkten steht endlich der vom Verein dargebotene Schutz gegen sittliche und wirtschaftliche Benachtheiligung arbeitender Frauen, vorzugsweise durch Nachweisung geeigneter Gelegenheiten für Wohnung und Beschäftigung. Wer die Verhältnisse der heutigen Zeit auch nur oberflächlich kennt, wird derartige Bestrebungen, wie die letzterwähnten, sicherlich nicht als eine Annäherung oder als ein Mißtrauensvotum gegen die sittliche Kraft der heutigen Generation betrachten. In der Natur der Sache ist es begründet, daß zunächst die größeren Städte die Führerschaft in der Frauenfrage zu übernehmen haben. Gerade hier droht aber dem einzelnen Mädchen, insbesondere solchen, die von auswärtig kommenden, das großstädtische Leben nicht durchschauen, manche Gefahr, gegen welche die bisherige Erziehung des weiblichen Geschlechts keine genügende Garantie bietet. Nur zu häufig ist es geschehen, daß ehrliche Unkenntniß und Vertrauen der schamlosesten Ausbeutung zum Opfer fiel. Solchen Gefahren will der Verein entgegenzutreten, indem er diejenigen Anerbietungen einer sorgfältigen Prüfung unterzieht, welche sich auf Wohnung und Beschäftigung der Frauen, sei es in einzelnen Familien, sei es in Gast- und Speisehäusern, beziehen und zum Nachweise der Vertrauenswürdigkeit die Vermittlung des Vereins in Anspruch nehmen.

Hiermit sei die Darlegung der Vereinszwecke und der zu ihrer Herbeiführung gewählten Mittel beschloffen. Es versteht sich von selbst, daß auch andere Wege, außer den jetzt betretenen, künftig eingeschlagen werden können, soweit sie überhaupt zum Ziele führen würden. Sicherlich gibt es Viele, denen die Zwecke des Vereins als zu eng begrenzt erscheinen werden. Manche

fordern, daß der Verein womöglich die ärztliche Praxis und die Advokatur, die Anstellung im Staatsdienste, insbesondere im Post- und Telegraphenwesen mit Entschiedenheit als ein den Frauen zustehendes Recht verfolge. Allein man verfolge nicht, daß der Anfang der That, welche dem einzelnen Menschen schwer fällt, einem Vereine noch dreifach schwerer ist. Und sicherlich darf man sich vorläufig am meisten versprechen, wenn man sich auf eine Verbesserung derjenigen Arbeitsverhältnisse zunächst beschränkt, welche den Frauen mindestens thatsächlich eröffnet erscheinen. Sobald sich das öffentliche Bewußtsein mit Entschiedenheit des der Frau zustehenden Rechtes selbständiger Arbeit bemächtigt haben wird, kann eine fortschreitende Entwicklung nicht ausbleiben, deren Voraussetzung gegenwärtig darin liegt, daß die übertriebenen Kengstlichkeiten durch die Thatfachen widerlegt werden müssen.

Mächtiger als alle Statuten und Vereinsgesetze ist der lebendige Geist und die Thatkraft, welche zu wirken entschlossen ist. Für unsern Verein kommt es darauf an, seine Mitglieder mit der Wichtigkeit seiner Aufgabe völlig zu durchdringen, von Tag zu Tage neue Mitglieder zu gewinnen. Jede erwachsene Person männlichen oder weiblichen Geschlechts, ohne Unterschied ihres Wohnortes, ohne Rücksicht auf Reichthum oder Stand, wofür nur ein jährlicher Beitrag von mindestens einem Thaler entrichtet wird, kann die Mitgliedschaft durch einfache Anmeldung erlangen. Durch einen aus Männern und Frauen gemeinschaftlich gebildeten Ausschuss werden die Angelegenheiten des Vereins geleitet. Jedes einzelne Mitglied ist aber außerdem zur thätigen persönlichen Mitarbeiterchaft berufen. Demjenigen, der von uns dargelegten Thätigkeitsformen des Vereins, dem Unterricht, der Vermittlung gewerblicher Lehrgelegenheiten, dem Nachweis von Beschäftigungen, der Einrichtung einer Verkaufshalle und dem Schutze selbständig beschäftigter Personen weiblichen Geschlechts gegen Ausbeutung, entsprechen ebensoviele Commissionen und Abtheilungen des Vereins, in denen jedes einzelne, zur Thätigkeit geneigte Mitglied Gelegenheit erhält, seine Erfahrungen mitzutheilen, seine Vorschläge zu begründen. Grundzug der äußeren Organisation des neuen Vereins ist also Selbstverwaltung, Arbeitstheilung und allgemeine Heranziehung persönlicher Kräfte zur Bethätigung. Ohne Uebertreibung darf gesagt werden, daß die Geburtsstunde des Vereins eine glückliche war. Sein bisheriges Wachstum und Gedeihen, die schnelle Zunahme seiner Mitgliederzahl, das hohe Ansehen, in dem zahlreiche Mitglieder nicht nur innerhalb der engeren Kreise persönlicher Bekanntschaft, sondern in weiterer Ferne stehen, die unermüdlige Hingabe des Vorsitzenden, Präsidenten Dr. Lette, das Protectorat hoher Frauen, welches rüchaltlos und vertrauensvoll in einem Augenblicke übernommen wurde, wo sich die jetzt unzweifelhaft günstige Entwicklung der Vereinsangelegenheiten noch gar nicht voraussehen ließ, sondern nur die volle Ueberzeugung von der Nützlichkeit der Vereinszwecke bestimmen wirken konnte, schließlich die riesenhafte zu nennende Verbreitung des „Bazar“, einer eigentlichen Frauenzeitung, die sich der Sache des Vereins zur Verfügung stellte und dessen officielle Mittheilungen regelmäßig bringen wird — alles dies zusammengekommen rechtfertigt sicherlich die Erwartung, daß die allgemeine Theilnahme an den Bestrebungen des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts sich in aufsteigender Linie bewegen und in allen Theilen Deutschlands namentlich in der Begründung besonderer oder sich anschließender Vereine Nachahmung finden wird.

Räthsel.

Aus einem großen Bräuterkreise Stell' ich dir zwei derselben dar;
Der Aeltere spricht in lauter Weise,
Der Jüng're stumm geboren war.
Wenn sie als große Herren kommen,
So nehmen sie den Vorrang ein,
Doch wenn ins Schlepptau sie genommen,
Dann werden sie natürlich klein.
Kannst du die Brüder so verbinden,
Daß sich ein Spiegelbild dir zeigt,
So wird der Stumme Sprache finden,
Der Blaud'rer demuthsvoll dann schweigt.
Doch bald wird sich die Sache wenden,
Der Aeltere spricht so schnell er kann —
Und gibt dies Bild von allen Erben
Genau dieselbe Länge an.

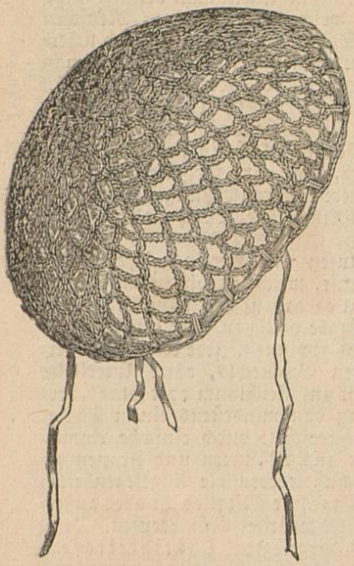
[1627] P. Eblak.
Auflösung des Räthfels Seite 248.
Ein Hirt wird nicht durch Hoffnung erst genesen
Ein Hirt gibt es kein Dahin, das du beweinst;
Ein Hirt gibt es kein Räthsel die zuerst zu lesen
Und jedes Räthfels Dunkel löst sich ein.

Die Friedenshand im Ariege.

Hierzu die Abbildungen Nr. 1—14.
An einem wunderschönen Junitage herrschte im Grenzort G. große Aufregung. Krieg wüthete im Lande. Das befreundete Regiment, das im Dorfe von Gilmarschen sich ausruhte, war an diesem Morgen plötzlich aufgebrochen. Es hieß, der Feind habe die nahe Stadt besetzt und ein Kampf werde sich dort entspinnen. Gegen Mittag hörte man fernen Kanonendonner. Viele Familien ergriffen die Flucht.
Nur eine Frau, die eins der äußersten Häuschen bewohnte, blieb theilnahmlos in der allgemeinen Verwirrung. Sie verließ die heiße Stube nicht. Hin und wieder tauchten am Fenster die verstörten Gesichter Bekannter auf, und wurde an die Thüre gepocht. Die Frau aber regte sich nicht, öffnete nicht; das Haupt auf beide Hände gestützt, saß sie und starrte ins Leere.
Diese Frau hatte am Morgen die Nachricht erhalten, daß ihr einziger Sohn als braver Soldat in einer Schlacht gefallen sei.
Es dunkelte, und das düstere Geräusch hinter den fernen Hügeln war längst verhallt, als sich die Vereinfamte erhob und an das Fenster trat. Sie horchte in die Nacht hinaus und da nichts sich regte, betete sie um Rache für ihren Sohn, um Verwundung der Feinde.
Ein Wimmern und leises Klopfen an der Thür schreckte sie empor. Sie öffnete und sah einen feindlichen Krieger, der — verwundet, auf der Flucht — blutig und halb ohnmächtig an ihrer Schwelle zusammenbrach.
Wie! wenn Gott ihr die Rache in die eigene Hand gelegt hätte? Konnte der Flüchtling nicht gerade der sein, der ihren Sohn tödtete? Und wenn auch das nicht: er gehörte der Nation

an, derenwegen ihr Sohn zu den Fahnen in die Schlacht, in den Tod gezogen war.

Aber nicht daran dachte das Weib. Ihr erster Gedanke war: Dieser Mann ist unglücklich und hilflos!



Nr. 4. Kopfnetz. Häkelarbeit.

„Hilf mir,“ flehte der Arme, und sie half dem Feinde, verband seine Wunden, wartete sein und wachte über ihn.

An diese einfache Geschichte, die nicht weniger rührend ist, weil sie sich hundertmal ereignete, erinnerten wir uns, als wir das für und Wider erwogen, auch in den Spalten unserer Zeitung an die schweren Kämpfe und Prüfungen zu erinnern, welche der Herr der Zeit über Deutschland verhängt hat.

Das Frauenleben war bisher der Inhalt dieser Zeitung, die wir niemals bloß als eine Chronik der Mode, sondern als Gedankenblätter für alles betrachteten, was den Geist und das Herz der Frauen bewegen und bereichern kann.

Das Weib aber ist die Liebe. Wie immer durch die neue sociale Bewegung die Stellung der Frau sich ändern, welche neuen Gebiete für ihre Thätigkeit sie sich erringen möge: ihre Arbeit wird immer Friedensarbeit sein.

Man mißverstehe uns nicht! Fern sei es von uns, die Empfindung zu kränken, welche jede Einzelne für ihr Vaterland erfüllt, für das Land, für das ihr Gatte, Sohn oder Bruder kämpft.

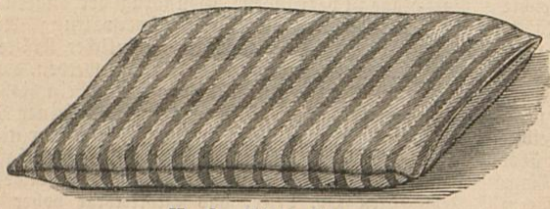
Der Siegeswunsch jeder Einzelnen steht uns über uns, die Empfindung zu kränken, welche jede Einzelne für ihr Vaterland erfüllt, für das Land, für das ihr Gatte, Sohn oder Bruder kämpft.

jeber Kritik, wie ein Gebet. Aber wie Euer Herz auch beiseitigt, wie zornmüthig oder betrübt, stolz oder zerrissen es sei: laßt Eure Hand es nicht wissen! Denn die Frauenhand ist nicht das Schwert, sondern der Friede; ihre Bestimmung ist es Gutes zu thun.

Gutes zu thun ist aber immer die rechte Zeit und überall der rechte Ort. Darin und dazu reizen wir in Nord und Süd uns die Hände.

Unsere Leberzeugungen gehören uns an; gemäß derselben sritten wir oder sritten wenigstens im Geiste mit; unser Erbarmen aber gebührt Allen, und in dieser überirdischen Empfindung laßt uns die Wunden jener Kämpfe und Kämpfer heilen!

In diesem Sinne rufen und bitten wir: Thue Dich auf und wirke, bu zarte und erhabene, schwache und doch wunderkräftige Frauenhand!



Nr. 6. Häckselkissen.

Ueber Herstellung von Kissen und Verbandmaterial für Verwundete.

Der Bedarf für verwundete Krieger, welcher von Frauenhänden angefertigt werden kann, umfaßt folgende Gegenstände:

Nr. 1. Mittele (Armbinden), dreieckige Tücher von weißer Leinwand. Die Längenseite muß 144 Cent., jede der geraden Seiten aber 98 Cent. Länge haben. Sie werden entweder ringsum gesäumt oder mit Webefante an einer Seite geschnitten, je nach der vorhandenen Menge der Leinwand; auch können bei Leinwand von nicht entsprechender Breite die Ecken durch Bänder ergänzt werden. Auf Abbildung Nr. 1 sind für die Lagen des Tuches punktierte Linien angegeben.

Nr. 2. Gefensterete Leinwand oder Gittercharpie, welche zwar etwas mühsamer herzustellen, aber nicht minder nothwendig als die gewöhnliche Charpie ist. Sie wird, wie man aus der Abbildung deutlich ersieht, durch kreuzweises Ausziehen einer bestimmten Anzahl Fäden gefertigt.

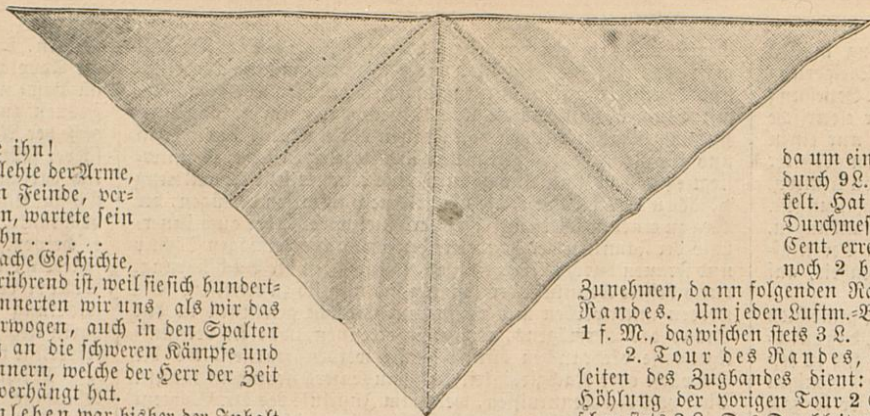
Nr. 3 und 4. Netze, welche zum Festhalten der Gipsbeutel dienen und mit mittelstarker weißer oder ungelblicher Baumwolle gearbeitet werden. Nr. 3 ist ein in Filet ausgeführtes Netz, zu dessen Anfertigung man eines etwa 2 Cent. breiten Filetstabes bedarf. Man beginnt in der Mitte des Netzes, schlägt 10 Maschen an, arbeitet dann stets in der Runde zunächst 15 Touren, in jeder Tour (in regelmäßigen Zwischenräumen) 3 M. zunehmend. In den dann folgenden 5 Touren nimmt man je 2 M. zu und führt dann noch 4 Touren ohne Zunehmen aus. Durch die letzte Tour des Netzes leistet man ein etwa 140 Cent. langes weiches Baumwoll-



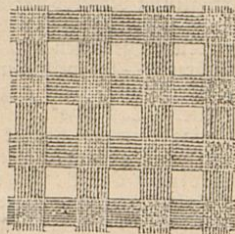
Nr. 11. Leinene Binde.

leinen- oder Leinenband, dessen Enden in der hintern oder vordern Mitte des Netzes, woselbst sie heraustragen, gebunden werden. Zum Befestigen des Netzes auf dem Kopfe sind außerdem zwei je 30 Cent. lange Bänder erforderlich, welche an den Seiten des Netzes anzubringen sind, und zwar legt man das obere Ende jedes Bandes in eine Schlinge, diese um das eingeleitete Band und näht dann die Schlinge zusammen, damit das Zugband innerhalb derselben beweglich bleibt.

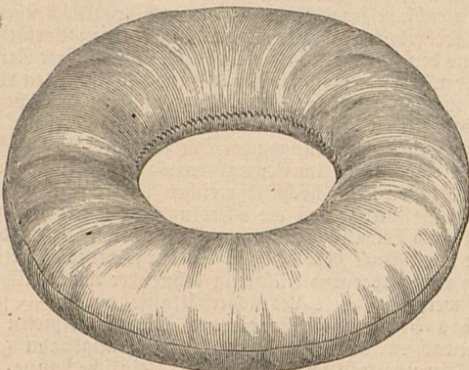
Die Anfertigung des gehäkeltten Netzes (Nr. 4) beginnt man ebenfalls in der Mitte desselben mit einem Anschlage von 10 M., welche man zum Ringe schließt. In stets schneckenförmigen Touren arbeitet man wie folgt: 1. Tour. Stets abwechselnd 1 f. M., 5 Luftm., mit letzteren je 1 Anschlagm. übergend. 2. Tour. Um jeden Luftm.-Bogen 1 f. M., dazwischen stets 7 L. 3. Tour wie die 2. Tour, nur hat man statt



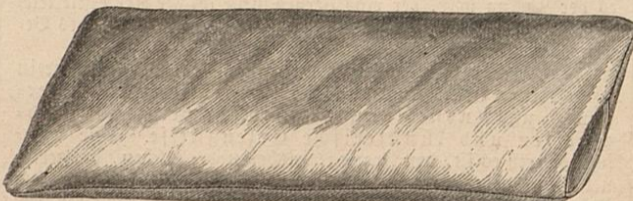
Nr. 1. Mitelle.



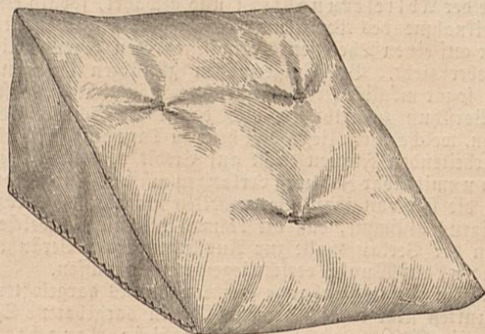
Nr. 2. Gefensterete Leinwand (Gitter-Charpie).



Nr. 5. Kranzkissen.



Nr. 8. Sandsack.



Nr. 9. Keilkissen.

Kissen zum Auflegen des Beines dar; dasselbe ist 70 Cent. lang, 35 Cent. breit, der Stoff wird in entsprechender Größe und, wenn hinlänglich davon vorhanden ist, an einer Längenseite im Bruch liegend geschnitten, sodann an der andern Längenseite wie an den Querseiten bis auf einen etwa 15 Cent. langen Saß mit Hinterstichnäht zusammengeheftet. Hiernach wendet man den Bezug um, fällt ihn mit Rosshaar, schließt die Öffnung mit überwendlichen Stichen und durchnäht das Kissen nach Abbildung in regelmäßigen Entfernungen je mit einigen Stichen von starkem grauem Zwirn, wobei der Faden jedesmal nach innen vernäht wird. Selbstverständlich müssen die in gleicher Weise hergestellten Kissen für Kopf oder Rücken kürzer und breiter, die Armkissen kürzer und schmaler sein als das in Abbildung gegebene Modell.

Nr. 10. Kissen von grauer Leinwand oder Drillich mit Rosshaar gefüllt, für Kopf, Rücken, Bein oder Arm, also in verschiedener Größe. Die Abbildung Nr. 10 stellt ein solches Kissen zum Auflegen des Beines dar; dasselbe ist 70 Cent. lang, 35 Cent. breit, der Stoff wird in entsprechender Größe und, wenn hinlänglich davon vorhanden ist, an einer Längenseite im Bruch liegend geschnitten, sodann an der andern Längenseite wie an den Querseiten bis auf einen etwa 15 Cent. langen Saß mit Hinterstichnäht zusammengeheftet. Hiernach wendet man den Bezug um, fällt ihn mit Rosshaar, schließt die Öffnung mit überwendlichen Stichen und durchnäht das Kissen nach Abbildung in regelmäßigen Entfernungen je mit einigen Stichen von starkem grauem Zwirn, wobei der Faden jedesmal nach innen vernäht wird. Selbstverständlich müssen die in gleicher Weise hergestellten Kissen für Kopf oder Rücken kürzer und breiter, die Armkissen kürzer und schmaler sein als das in Abbildung gegebene Modell.

Nr. 11. Leinene Binden, 6 bis 10 Ellen lang und etwa 5 Cent. breit. Sie werden aus starker weißer Leinwand nach dem Faden geschnitten, dürfen keine oder nur eine sehr sorgfältig ausgestrichene feine Sechnadeln befestigt, die Anzahl der Ellen auf der äußeren Lage der Rolle aufgeschrieben.

Nr. 12. Flanellbinden, 8 bis 10 Ellen lang und 6 Cent. breit, im Uebrigen wie die obigen. Dergleichen: Nr. 13. Mull- (auch Musselin- oder Manjoc-) Binden zum Gypsverbande, 8 bis 10 Ellen lang und rechtlich 5 Cent. breit.



Nr. 14. Centimetermass.



Nr. 10. Rosshaarkissen.



Nr. 13. Gypsbinde.

7, stets 9 L. zu arbeiten. Die Luftm.-Bogen werden nun nicht mehr vergrößert, doch beginnt in der 4. Tour das Zunehmen, indem man je nach Erstebemüß, d. h. daß sich die Rundung weber faltet und spannt, hier und

da um einen Luftm.-Bogen 2 durch 9 L. getrennte f. M. häkelt. Hat die Rundung einen Durchmesser von etwa 42 Cent. erreicht, so arbeitet man noch 2 bis 3 Touren ohne Zunehmen, dann folgenden Rand: 1. Tour des Randes. Um jeden Luftm.-Bogen der vor. Tour 1 f. M., dazwischen stets 3 L.

2. Tour des Randes, welche zum Durchleiten des Zugbandes dient: In jede Luftm.-Höhlung der vorigen Tour 2 Stäbchenm., dazwischen stets 2 L. Das Durchleiten und Annähen des Bandes geschieht wie beim Filetnetz.

Nr. 5. Kranzkissen von grauer Leinwand, Drillich oder dergl. mit Rosshaar gefüllt, für Gesäß und Ferse, in verschiedener Größe. Ein Kissen mittlerer Größe zeigt die Abbildung Nr. 5. Dasselbe hat 35 Cent. im Durchmesser. Man richtet zunächst für die beiden dazu gehörigen gleichen Theile je eine Rundung von dem angegebenen Größendurchmesser her, schneidet aus jeder Scheibe den mittleren Theil heraus, so daß ein Ring von etwa 14 Cent. Breite bleibt, näht die Theile am äußeren Rande mit Hinterstichen zusammen, wendet sie um, so daß die Nabeinstichläge innen liegen, thut die Füllung hinein und verbindet dann über dieser die Stoffränder der innern Rundung mit überwendlichen Stichen. Die kleineren Kranzkissen für die Ferse messen je im Durchschnitt 16 Cent., die Breite ihres Reisens beträgt etwa 6 Cent.

Nr. 6. Häckselkissen, welche ebenfalls in mannichfaltiger Größe und von den verschiedensten Stoffen (Nestern z. B.) hergestellt werden können. Das Kissen, welches der Abbildung Nr. 6 entspricht, ist aus mannichfachen Gründen die vortheilhafteste.



Nr. 7. Rollkissen (Schlummerrolle).

Nr. 7. Rollkissen in der Größe gewöhnlicher Schlummerrollen und kleinerer, ungefähr 30 Cent. lang und 8 Cent. stark, von verschiedenen Leinen oder baumwollenen Stoffen, mit Rosshaaren oder Federn gefüllt. Ein Stofftheil von der erforderlichen Größe wird an den Längenseiten über die in einen ganz leichten Futterstoff genähten Füllung verbunden; an den Querseiten muß dieser Stofftheil vorher mit einem reichlich 1 Cent. breiten Saume zum Durchleiten eines Bandes versehen sein, mittelst dessen man ihn daselbst in dichte Falten zusammenzieht, wie die betreffende Abbildung es darstellt.

Nr. 8. Sandsacke von weißer, mittelstarker Leinwand, unter blutenden Wunden zu legen, etwa 20 Cent. breit und von verschiedener Länge, zwischen 50 und 80 Cent. Die Anfertigung geschieht in ähnlicher Weise, wie bei dem unter Abbildung Nr. 1 gezeigten Kissen, ausschließlich des Durchnäbens, und bleibt für die Füllung, welche an Ort und Stelle vorgeschrieben wird, der Schluß offen.

Nr. 9. Größere und kleine Keilkissen von grauer Leinwand oder Drillich mit Rosshaar oder Segras gefüllt. Eins der kleineren, Abbildung Nr. 9, ist 24 Cent. lang, 18 Cent. Breite und 9 Cent. Höhe (Stärke) im Durchmesser. diesen Maßen entsprechend sind die Maße für die beiden Längenseiten herzustellen. Man verbindet die Stofftheile bis auf eine Seitennaht, legt die Füllung hinein und schließt erstere dann mit überwendlichen Stichen. Zuletzt wird (s. die Abbildung) das Kissen hier und da in der Weise durchnäht, wie wir es bei dem Kissen Abbildung Nr. 10 angegeben. Die größeren Keilkissen müssen je die Breite einer Matratze und die entsprechende Länge haben.

Nr. 10. Kissen von grauer Leinwand oder Drillich mit Rosshaar gefüllt, für Kopf, Rücken, Bein oder Arm, also in verschiedener Größe. Die Abbildung Nr. 10 stellt ein solches Kissen zum Auflegen des Beines dar; dasselbe ist 70 Cent. lang, 35 Cent. breit, der Stoff wird in entsprechender Größe und, wenn hinlänglich davon vorhanden ist, an einer Längenseite im Bruch liegend geschnitten, sodann an der andern Längenseite wie an den Querseiten bis auf einen etwa 15 Cent. langen Saß mit Hinterstichnäht zusammengeheftet. Hiernach wendet man den Bezug um, fällt ihn mit Rosshaar, schließt die Öffnung mit überwendlichen Stichen und durchnäht das Kissen nach Abbildung in regelmäßigen Entfernungen je mit einigen Stichen von starkem grauem Zwirn, wobei der Faden jedesmal nach innen vernäht wird. Selbstverständlich müssen die in gleicher Weise hergestellten Kissen für Kopf oder Rücken kürzer und breiter, die Armkissen kürzer und schmaler sein als das in Abbildung gegebene Modell.

Nr. 11. Leinene Binden, 6 bis 10 Ellen lang und etwa 5 Cent. breit. Sie werden aus starker weißer Leinwand nach dem Faden geschnitten, dürfen keine oder nur eine sehr sorgfältig ausgestrichene feine Sechnadeln befestigt, die Anzahl der Ellen auf der äußeren Lage der Rolle aufgeschrieben.

Nr. 12. Flanellbinden, 8 bis 10 Ellen lang und 6 Cent. breit, im Uebrigen wie die obigen. Dergleichen: Nr. 13. Mull- (auch Musselin- oder Manjoc-) Binden zum Gypsverbande, 8 bis 10 Ellen lang und rechtlich 5 Cent. breit.

Selbstverständlich empfiehlt sich auch die Beschaffung anderer, nicht minder nothwendiger Dinge zur Verbesserung der Leidenden, als da sind: alte und neue Leinwand, Compressen, Charpie, Watte, dreifache Seide (zu Ligaturen und Suturen) etc., wie sich solche im Haushalte jeder thätigen Frau vorfinden. [1637]

Für den Fall, daß ein Centimetermaß einer oder der andern unserer Leserinnen nicht zur Hand sein sollte, fügen wir ein solches unter Abbildung Nr. 14 bei.